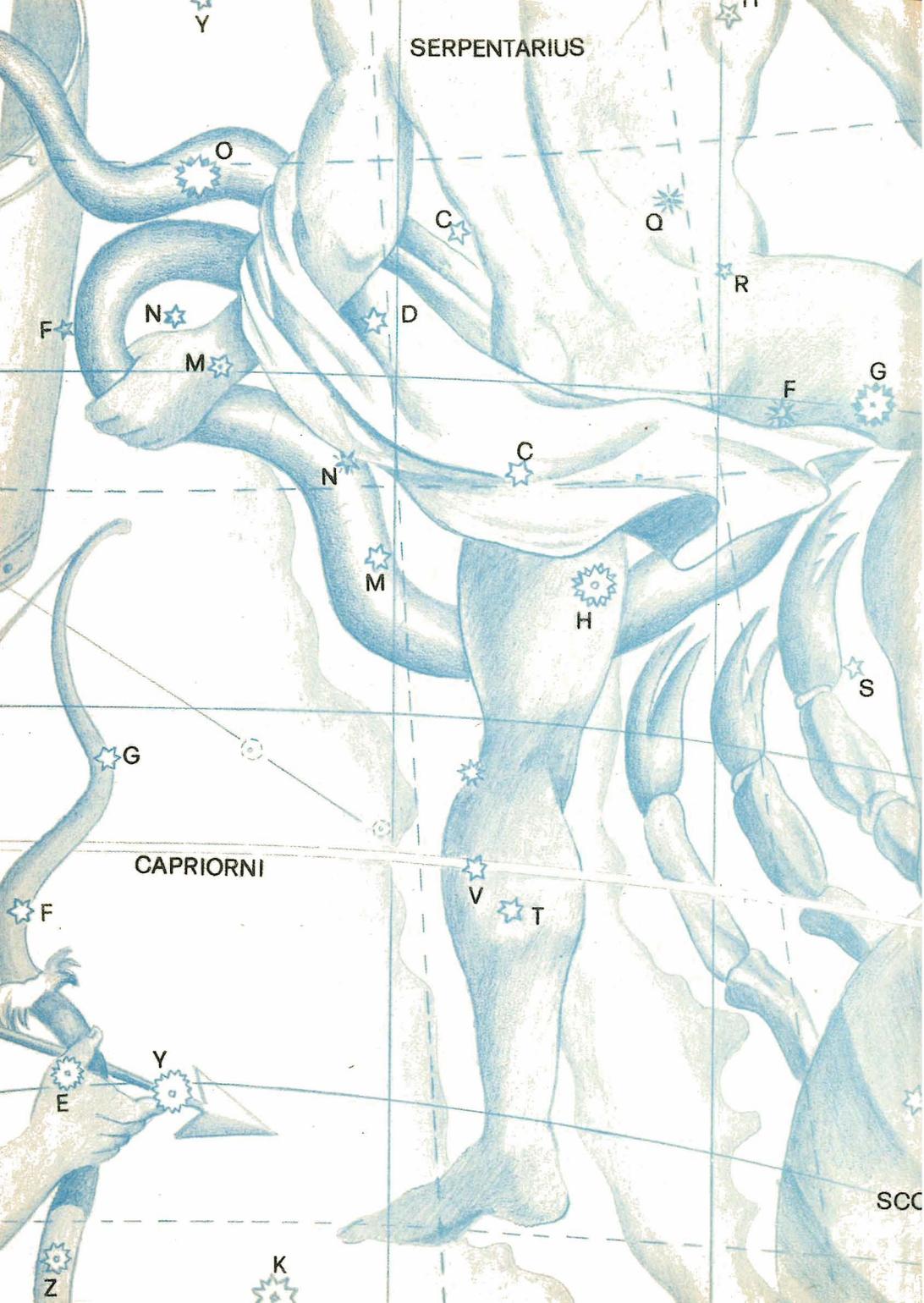


Helga und Wilhelm Strube

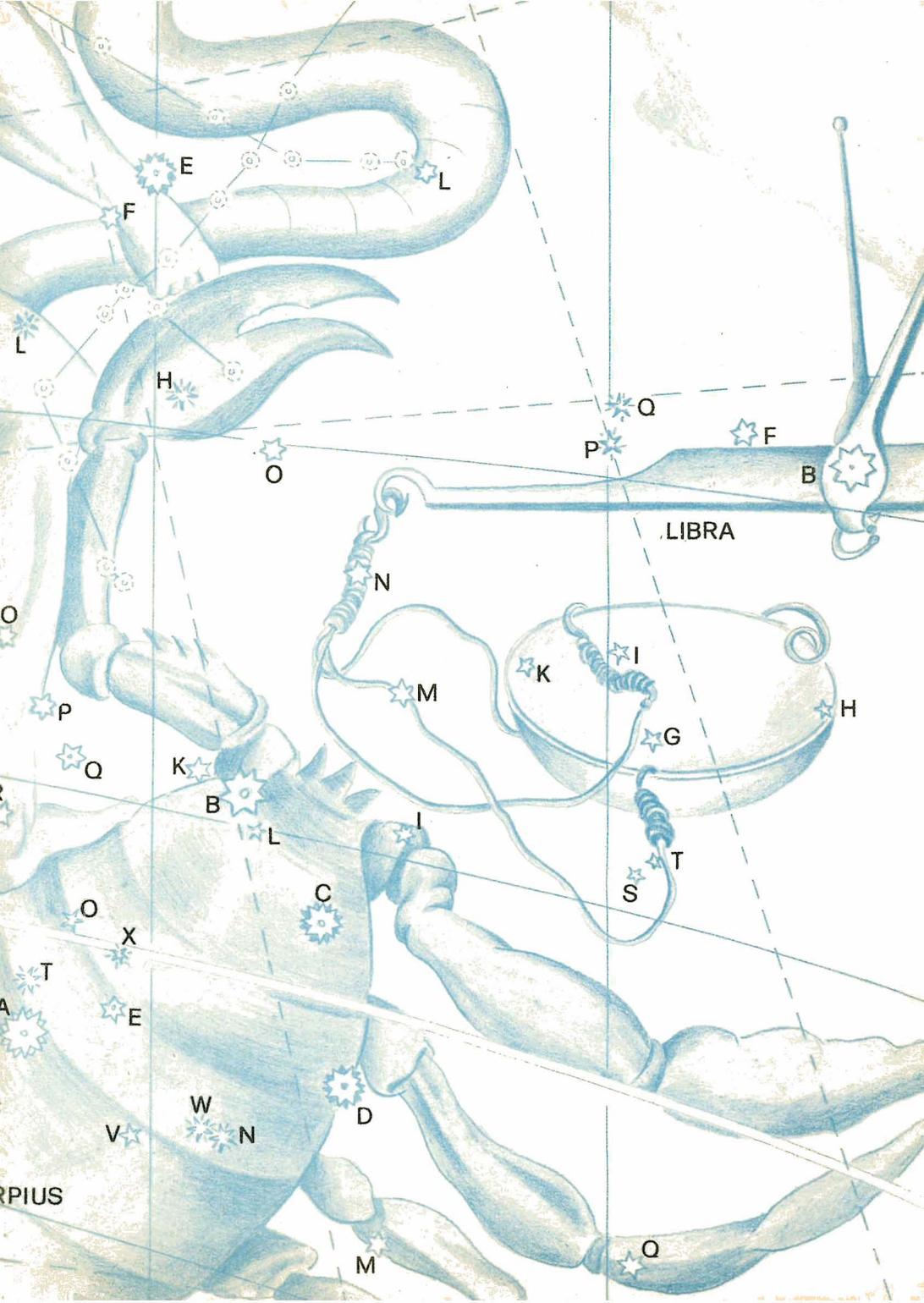




SERPENTARIUS

CAPRIORNI

SCC



Helga und Wilhelm Strube
Den Mars bezwing' ich in acht Tagen

Helga und Wilhelm Strube

Den Mars bezwing' ich in acht Tagen



*Eine Erzählung
über Johannes Kepler
Illustrationen*

von Olaf Nehmzow

Der Kinderbuchverlag

Berlin

Für Marlis



2. Auflage 1986

© DER KINDERBUCHVERLAG BERLIN – DDR 1982

Lizenz-Nr. 304-270/372/86-(30)

Lichtsatz: INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Messedruck Leipzig

LSV 7502

Für Leser von 12 Jahren an

Bestell-Nr. 629 729 2

00590

*„Johannes Kepler gehörte zu den wenigen,
die überhaupt nicht anders können,
als auf jedem Gebiete offen für ihre Überzeugung
einzustehen.“*

Albert Einstein

1.

Zum ersten Male stand ich auf dem Marktplatz von Weil der Stadt. Vor mir der Brunnen aus hellem Sandstein mit dem Roland in der Mitte. Dahinter das Rathaus mit dem Laubengang und dem steilen Dach, vom achteckigen Turm der Pfarrkirche überragt.

Weil der Stadt ist tatsächlich eine richtige Stadt, eine alte mit Mauern und Türmen, umgeben von bewaldeten Hügeln, Weinbergen, Feldern, Wiesen. Eine kleine Stadt heute, doch vor vierhundert Jahren war sie eine der größten in Württemberg.

Man sieht es den Häusern an. Hunderte von Jahren haben sie hinter sich. Auch das Fachwerkhaus am Rande des Marktplatzes. Es ist klein und schmal und gehört eigentlich mehr zur Kirchgasse.

Hier also wurde vor über vierhundert Jahren Johannes Kepler geboren – am 27. Dezember 1571.

Drei ausgetretene Steinstufen führen in den langen Flur. Die Decke ist niedrig, die Treppe ins erste Stockwerk steil. Die Küche und die Wohnräume beherbergen jetzt eine Ausstellung. Unter den kleinen Fenstern stehen Vitrinen mit Bildern, Büchern, Tafeln, astronomischen Geräten.

An einer Wand hängt eine tafelgroße Landkarte. Viele Orte sind untereinander mit Fäden verbunden, Orte, in denen Johannes Kepler gelebt hat. Sie laufen bis Wien, Prag, Leipzig, bis Graz, Linz, Sagan, Ulm und Regensburg. Mit dem Pferd, dem Schiff oder zu Fuß dauerten die Reisen Tage und Wochen.

Vom Flur führt eine kleine Stiege zum Boden. Hier hatte sich Johannes gern versteckt. Es ist ganz still um mich herum. Außer mir ist nur die freundliche Aufsichts-dame im Haus. Die paar Stufen habe ich schnell genommen; meine Hände erreichen die Bodenklappe, aber sie ist verschlossen.

Die Uhr vom Kirchturm schlägt die Mittagszeit. Ich trete ans Fenster. Unter mir die Kirchgasse und der Markt. Das Haus gegenüber engt den Blickwinkel ein. Aber den Brunnen kann ich sehen. Das Wasser blinkt in der Sonne.

Kinder ziehen einen Stein aus dem Pflaster und werfen bunte Bohnen in das Loch. Viele fallen daneben. Ein Junge aber trifft mit jedem Wurf. Er darf als erster die herumliegenden Bohnen in das Loch schnipsen. Wenn er sie hineinbekommt, gehören sie ihm alle. Er kniet auf dem Pflaster, stützt sich auf die linke Hand und zielt bedächtig. Eine Bohne nach der anderen hüpf-t in das Loch.

Ich schließe und öffne die Augen. Da unten spielen tatsächlich Kinder. Aber was ich eben gesehen habe, das könnte vor vierhundert Jahren geschehen sein und ist schon der Anfang unserer Geschichte.

Der Junge war nämlich Johannes Kepler.

Er lebte damals bei den Großeltern. Seine Mutter und sein Vater waren im Krieg, irgendwo in Flandern, ganz weit weg, so weit, daß Johannes es sich nicht vorstellen konnte.

Mit dem Großvater kam Johannes gut aus, doch der Großmutter ging er aus dem Weg. Sie mochte seine Mutter nicht und sprach abfällig von ihr. Manchmal hätte er ihr am liebsten ins Essen gespuckt. Er war froh, wenn er das Haus verlassen und spielen gehen durfte.

Spielen war seine größte Freude. Er war sehr geschickt, und beim Bohnenspiel gewann er oft, auch gegen Max, der ein Jahr älter als er selbst war und ein stämmiger Bursche. Was Max an

Muskeln besaß, ersetzte Johannes durch seine Geschicklichkeit.

Darüber konnte Max richtig wütend werden und suchte dann seine Niederlage mit den Fäusten wettzumachen. Eines Tages hatten er und Margarete fast alle Bohnen an Johannes verloren. Margarete lachte, aber Max wühlte in seinem schlappen Beutel herum. Er holte zwei Bohnen heraus, rosafarbene mit weißen Punkten und bunten Streifen.

„Die sind mindestens zehn von deinen wert“, sagte er lässig. „Los, zehn gegen zwei, hast genug gewonnen.“

Johannes drückte seinen prall gefüllten Beutel gegen die Brust. „Zehn gegen zwei? Warum soll ich mehr einsetzen als du?“ fragte er. „Meine sind genau so gut wie deine.“ Er nahm eine Handvoll aus seinem Beutel und sagte zu Margarete: „Such die schönsten raus.“

„Zehn!“ rief Max wild. „Wer so viel gewonnen hat, muß mehr riskieren.“

Es wurde still auf dem Marktplatz. Sie hörten das Plätschern des Wassers, das aus drei Röhren in den Brunnen floß.

„Zwei gegen zwei“, antwortete Johannes, „nach der Regel.“

„Mit so einem sollte gar keiner spielen“, Max schloß die Faust um seine Bohnen.

Die Mädchen und Jungen traten einen Schritt von Johannes zurück, nur Margarete blieb an seiner Seite.

Johannes steckte die Bohnen wieder in den Beutel. „Du willst gar nicht mehr spielen“, sagte er leise, „du suchst nur Streit, weil du verloren hast.“

„So“, entgegnete Max, „Streit!“ Er trat einen Schritt vor und schlug Johannes den Beutel aus der Hand.

Die Bohnen sprangen über das Kopfsteinpflaster und lagen wie kleine bunte Blumen im Staub.

„Heb sie auf!“ forderte Johannes.

„Aufheben?“ Max, der Johannes um einen Kopf überragte, lachte verächtlich und reckte seinen kräftigen Körper. „Ein Schlag, und du sitzt auf dem Brunnenrand.“

„Gib ihm doch eins“, stichelte Karl Dauber. „Nimmt uns alle Bohnen ab und bläst sich auf.“ Er trat auf eine der Bohnen und drückte sie breit.

Johannes kämpfte mit den Tränen, aber das Unrecht wollte er nicht einfach hinnehmen. „Heb sie auf, die Bohnen!“ sagte erforsch. „Ich hab sie gewonnen, es sind meine.“

„Da hast du deine!“ Max schlug ihm die Faust auf den Kopf, daß Johannes in die Knie sank. Vergeblich suchte er die derben Schläge abzuwehren.

„Gib's ihm!“ riefen Max' Freunde, aber als Max zu einem Fußtritt ausholte, traf ihn die flache Hand Margaretes voll ins Gesicht.

„Laß ihn zufrieden!“ rief sie. „Stürzt dich auf den Schwächsten. Und hat dir nichts getan.“ Ihre Zehen krallten sich in die Fugen der Pflastersteine. „Schert euch zum Teufel!“ Sie setzte einen Fuß vor und starrte Max unerschrocken an.

„Johannes!“ Eine schrille Stimme hallte über den Marktplatz.

Die Kinder sahen zum Keplerhaus. Auf der oberen der drei Steinstufen stand die Bürgermeisterin in einem schwarzen Kleid.

Die Kinder zerstreuten sich wortlos. Von der Bürgermeisterin Elisabeth Kepler mochte keiner gescholten werden. Ihre Worte trafen wie Brandpfeile und waren schlimmer als Prügel. Auch die Nachbarn mieden sie, und selbst ihr Mann, der große kräftige Sebald mit dem starken Bart, der sonst mit jedem fertig wurde, fürchtete ihre scharfen Worte.

„Soll dir das Essen wohl auf den Brunnen stellen!“ rief Elisabeth Kepler und verschwand im Hausflur.

Hastig begann Johannes die Bohnen in den Beutel zu sammeln, Margarete half ihm. „Geh doch“, drängte sie, „ich nehm dir keine weg.“

Johannes zog die Nase mehrmals hoch, klopfte Hemd und Hose ab, wusch sich im Brunnen das Gesicht und lief humpelnd ins Haus.

„Zwei Uhren sind auf dem Markt, aber sehen will er keine“, hörte er die Großmutter sagen.

„Zum Essen will ich meine Ruhe haben“, dröhnte die Stimme des Großvaters. Ein derber Schlag auf die Tischplatte unterstrich seine Worte.

Johannes blieb in dem dunklen Gang vor der Küchentür stehen. Erschrocken hörte er auf den Wortwechsel.

Ein Stuhl wurde gerückt. Schritte näherten sich der Tür, die mächtige Gestalt des Großvaters erschien in dem schmalen niedrigen Türrahmen.

„Warum kommst du denn nicht!“ herrschte er Johannes an, der sich an die Wand gedrückt hatte. „Soll denn das Essen erst kalt werden? – Denk auch mal an Großmutter“, fuhr er freundlicher fort, „die viele Arbeit.“ Er zog Johannes hinter sich her und führte ihn ans untere Ende des Tisches, wo die Hausmädchen und Knechte saßen.

„Sprich das Gebet“, sagte er, faltete die groben Hände vor dem Bauch und senkte den massigen Kopf auf die Brust.

Johannes sah ihn dankbar an und sagte mit leiser Stimme: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast, und segne, was du uns bescheret hast.“

„Amen“, ergänzte Großvater Sebald. Er setzte sich, holte mit einer langen Gabel ein Stück Fleisch vom Teller und nahm sich einen Knödel aus der Schüssel. Er zerteilte ihn mit den Händen, tunkte ein Stück in die Soßenschüssel und stopfte es in den Mund.

Seine Frau beobachtete ihn mit spitzem Gesicht. Ihre Haare waren streng um den Kopf gelegt und mit Schmalz geglättet. Erst als ihr Mann auch das Fleisch gekostet und gelobt hatte, nahm sie sich ihr Teil, worauf auch alle anderen in die Schüssel langten.

2.

Seit einer Woche lief Johannes jeden Tag vor das mächtige Obere Tor und blickte die gewundene Straße entlang, die nach Pforzheim führte. Von dort sollten seine Eltern kommen. Ob er sie überhaupt erkennen würde? Er konnte sich nicht erinnern, wie sie aussahen.

Wenn der Postreiter auf den Marktplatz ritt, drängelte sich Johannes zwischen die Frauen und Männer. Aber nie hörte er ein Wort über seine Eltern. Eines Tages jedoch rief der Postreiter nach dem Bürgermeister.

„Euer Sohn ist in Pforzheim angekommen“, sagte er. „Stattlich, stattlich, der Herr Hauptmann, zweispännig und gut bei Kasse.“ Der Postreiter schnippte mit den Fingern. „Bereitet ihm einen würdigen Empfang. Es wird sich für alle lohnen.“ Er lachte breit. Angenehme Nachrichten überbrachte er gern. Da gab es ein gutes Trinkgeld. Und Großvater Sebald ließ sich nicht lumpen.

Am nächsten Tag war vor dem Oberen Tor ein großer Auflauf. Männer, Frauen und Kinder umringten den Planwagen, der mit zwei Schecken bespannt war. Auf dem Kutschbock saß Heinrich Kepler, Sohn des Bürgermeisters, Hauptmann und Kanonier. Wie ein siegreicher Feldherr sah er auf die Menge herab, die sein buntes Wams, seinen spanischen Hut mit grünem Federbusch und seine lange Pistole bestaunte. Neben ihm saß Katharina Kepler in einem vornehmen Kleid.

Als der Bürgermeister herankam, teilte sich die Menge, und

Sebald Kepler, gefolgt von fünf Ratsherren, schritt auf den Wagen zu. Das Getuschel verstummte, nur ein „Ah“ und „Oh“, das den prächtigen Gewändern gezollt wurde, war zu hören.

Hinter den Ratsherren drängten sich Mädchen und Jungen. Sie stießen einander an, kicherten, äfften den würdigsteifen Gang der Ratsherren nach.

Johannes bemühte sich vergeblich, über die hohen breiten Rücken zu blicken. So schlängelte er sich an ihnen vorbei bis vor zum Großvater, der soeben die Hand zum Gruß hob.

Johannes' kurzsichtige Augen starrten über die Pferde hinweg auf den Kutschbock. Der Mann da oben mit dem weit nach außen gezogenen Schnurrbart und der herrischen Miene sollte sein Vater sein?

Daneben die Mutter! Ihre dunklen Augen sahen müde auf die Menschen herab. Ihr schmales Gesicht war blaß. Neben dem breitschultrigen Mann wirkte sie wie ein Mädchen.

Johannes duckte sich hinter den Großvater und schlich betrübt zurück. Mutter und Vater erschienen ihm wie Fremde.

Margarete zog ihn an ihre Seite. „Hast du sie gesehen?“ flüsterte sie, während die feierliche Begrüßung ihren Fortgang nahm.

Johannes nickte und hielt den Blick gesenkt.

„Waren lange weg“, tröstete ihn Margarete. „Was sie dir wohl mitgebracht haben?“

Sie drückte Johannes die Hand und zog ihn mit sich fort, denn nun salutierte die Wache, und der Wagen rollte langsam über den Würmgraben, durch den Torbogen mit dem starken Eckturm darüber.

Auf dem Marktplatz, vor dem zweistöckigen Rathaus mit dem zierlichen Glockenturm auf dem hohen Dach, spielte die Stadtkapelle. Auf einer langen Tafel häuften sich Würste und Brot, daneben stand ein großes Faß Wein.

Der Wagen hielt zwischen dem Rolandbrunnen und den Arkaden des Rathauses. Heinrich Kepler erhob sich und rief mit rauher Stimme: „Ihr seid alle meine Gäste!“

Bürgermeister Sebold Kepler reichte seiner Schwiegertochter die Hand und stützte die zarte Frau, die leicht und behend vom Wagen sprang.

Johannes und die anderen Kinder waren auf den Brunnenrand geklettert. „Ein guter Krieger muß er sein“, sagte Karl Dauber anerkennend. „Er hat wenigstens was erlebt.“ Neidisch blickte er auf Johannes.

„Ich erzähl dir alles“, antwortete Johannes. Ein Vater war doch eine gute Sache.

„Treibt sich in der Welt herum“, meinte Max Cleber abfällig. „Möchte wissen, wofür sie ihn feiern.“

Johannes aber achtete nicht mehr auf seine Worte. Er sah die kleine schlanke Frau auf sich zukommen. Schon war sie am Brunnen und streckte die Arme nach ihm aus.

Er ließ sich einfach vom Brunnenrand hinunterfallen, legte den Kopf an ihren Hals und spürte die warme Haut. Lange hielt er die Augen geschlossen. Ihm war ganz leicht zumute. Er hörte nur ihre sanften Worte. „Bist ja groß geworden, Hannes, wird nun alles anders werden, mein Junge.“ Sie hob ihn hoch in die Luft und trug ihn ins Keplerhaus.

„Hast meinen Heinrich zurückgebracht“, empfing sie die Großmutter. „Ich habe für ihn gebetet, Tag und Nacht. Gott stand dir bei. Nun halt ihn fest und treib ihn nicht wieder aus dem Haus.“

Johannes schmiegte sich fester an die Mutter. Er spürte die Feindschaft zwischen der alten und der jungen Frau. Und daß es um den Vater ging, den einzigen Menschen, über den die Großmutter kein böses Wort sprach.

„Grüß Gott“, entgegnete die Mutter, „und Dank dir für die Mühe. Johannes sieht gut aus.“



Die Frauen gaben sich nicht die Hand. Sie maßen sich mit kühlem Blick. Aber es gab an diesem Tag keinen Streit. Die Großmutter hatte Gäste aus ihrer Pfarrgemeinde eingeladen, es gab Zwetschkuchen und Wein. Die Stimmen schwirrten durcheinander. Johannes wäre gern bei seiner Mutter geblieben, die die vielen Fragen nur kurz beantwortete, aber der Lärm trieb ihn hinaus. Unschlüssig strich er um das Rathaus herum. Im Hinterstübchen des Festsaals feierten die Männer. Lautes Lachen, Flüche und Faustschläge auf die Tischplatte begleiteten die rauhen Worte. Johannes lauschte unter dem nur angelehnten Fenster auf die verschiedenen Stimmen.

„Wir haben den Holländern die Hölle heiß gemacht!“ verkündete Heinrich Kepler.

„Habt ihr!“ rief Großvater Sebald. „Wurdet aber auch gut bezahlt. Die Spanier haben’s dicke, holen das Gold bergeweise aus Amerika.“

„Ihr solltet nicht nach dem Geld sehen, Kepler“, sagte der Pfarrer. „Die Holländer sind unsere Glaubensbrüder.“

„Sie haben die Deiche zerstört. Das ganze Land ist abgesoffen, ich beinahe mit“, verteidigte sich Heinrich Kepler.

„Mit den Holländern geht es nicht so wie mit den Franzosen.“ Der Apotheker hatte eine dünne Stimme. „Die lassen sich nicht abschlagen wie die Hugenotten, die halten zusammen.“

„Wir haben gemeutert“, meldete sich Heinrich Kepler wieder. „Philipps Statthalter war plötzlich tot. Krieg ist kein Spaß. Her mit dem Sold und ab nach Hause.“

„Hat sich gelohnt, wie man sieht“, sagte der Pfarrer. „Unsere Pfarrkirche braucht ein neues Dach. Haben manches Gebet für Euer Wohl zum Himmel geschickt.“

„Jei, jei, jei!“ Der Apotheker kicherte. „Wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt, bei den Katholischen wie bei den Evangelischen.“

„Da sind sie sich einig“, bestätigte der Bürgermeister. „Aber um den Glauben schlagen sie sich tot.“

„Können noch böse Zeiten kommen“, warnte der Apotheker. „Auch bei uns. Die einen sind päpstlich, die anderen lutherisch. Manche schwören auf Calvin oder Zwingli. Jei, jei, jei. Das riecht nach Pulver.“

„Solange ich Bürgermeister bin, nicht.“ Großvaters Baß dröhnte gebieterisch. „Und unser Heinrich wird da in Zukunft ein Wort mitreden, kampfverfahren, wie er ist.“

Johannes lief eine Gänsehaut über den Rücken. Solche Reden machten ihm angst. Doch als er fortgehen wollte, wurde das Fenster weit aufgestoßen. Großvater Sebalds gerötetes Gesicht erschien.

„Johannes! Da hört denn wohl alles auf.“ Er beugte sich über das Fensterbrett, griff Johannes um den Arm und zog ihn in das Zimmer. „Da ist dein Sohn, Heinrich“, sagte er und stellte Johannes mitten auf den Tisch.

„Na, willst du deinem Vater nicht die Hand geben?“

Alle Augen waren auf Johannes gerichtet. Ermunternde Rufe und spöttisches Lachen prallten an seine Ohren, die wie Feuer brannten.

„Er hat Angst, dein Kleiner“, kicherte der Apotheker. „Seine Beine bibbern ordentlich.“

Dem werd ich den Fuß ins Gesicht treten, dachte Johannes. Aber er konnte kein Glied regen. Er starrte auf das weinselige Gesicht des Vaters, der sich langsam erhob, ihn mit einer Hand an der Jacke packte und auf seine Schulter setzte.

„Kennst mich nicht, was?“ fragte er lauter als gewollt. „Werde dich schon rausfuttern. Wär doch gelacht, bei so einem Vater!“ Er stemmte Johannes hoch bis zur Decke und schwenkte ihn im Kreis herum.

Die erhitzten Köpfe drehten sich um Johannes. Er kämpfte

gegen Übelkeit und Schluchzen an. Als der Vater ihn vor sein Gesicht hielt, schlang er die Arme um dessen schweißnassen Kopf; dann riß er sich los, sprang über den Tisch ans Fenster und hinaus, von lautem Johlen und Lachen verfolgt.

3.

Endlich wieder mit den Eltern zusammen! Johannes fühlte sich geborgen und wich nicht von der Seite seiner Mutter. Selbst die Großmutter war freundlich; sie verwöhnte seinen Vater und suchte ihm jeden Wunsch von den Augen abzulesen.

„Sie verhätschelt dich wie ein Kind“, spottete die Mutter. „Bist du dein eigener Herr oder bist du ein Muttersöhnchen?“

Es war eng in dem kleinen Haus geworden. Johannes und seine Eltern wohnten zusammen in einem Zimmer, und sie schliefen in der Dachkammer. In der Küche regierte die Großmutter. „In meinem Haus wird gemacht, was ich sage“, trumpfte sie auf, wenn die Mutter etwas Eigenes kochen wollte. „Ich weiß am besten, was Heinrich schmeckt.“

„Wir sind keine Kinder und entscheiden selbst, was wir zu tun und zu lassen haben“, entgegnete die Mutter scharf. Aber sie zog immer den kürzeren, zumal ihr der Vater niemals beisprang.

„Laß uns in ein anderes Haus ziehen“, bat die Mutter, „hier werden wir nie froh.“

Der Vater wies sie zurück. „Weibergezänk!“ fluchte er. „Wir leben hier doch gut. Ich weiß nicht, was du willst.“

„Ich will endlich in einer eigenen Küche wirtschaften und nicht dauernd zur Seite gestoßen werden. Lange genug sind wir verheiratet, und einen eigenen Hausstand braucht eine Familie.“

Johannes betete jeden Abend, daß sein Vater darauf hören möge. Doch bevor eine Entscheidung fiel, erkrankte die Mutter.

Sie wurde in die Dachkammer gelegt. Niemand durfte zu ihr, auch der Vater nicht. „Sie steckt uns sonst alle an“, warnte die Großmutter. Eine barmherzige Schwester kam zweimal am Tage, in ihrem hochgeschlossenen Kittel sah sie furchterregend aus. Immer wenn sie fortging, schlich sich Johannes auf den Dachboden. Hier war er der Mutter ein bißchen nah. Schon eine Woche lag sie hier oben. Sie fehlte ihm, ihre Augen, ihre Hände, die so zärtlich durch seine Haare streichen konnten. Wenn er sie wenigstens einmal sehen könnte.

Auf dem Boden war es still. Ab und zu knackte es irgendwo. Ganz oben, wo die Balken und Sparren unter den Schieferplatten entlangliefen, hing ein leiser Ton, als wenn jemand durch schmalgeöffnete Lippen vorsichtig Luft blies. Tropfen fielen, erst wenige, dann immer mehr. Ein leises Trommeln war über ihm. Durch das kleine Giebelfenster fiel nur ein Streifen matten Lichts. Alle Winkel und das von Spinnweben überzogene Gerümpel lagen im Halbdunkel. Eine Lampe durfte auf den Boden nicht mitgenommen werden.

Johannes hatte Angst. Es mußte eine schlimme Krankheit sein. Erst waren überall auf den Höfen und in den Gassen Ratten verreckt, dann kam die Pest. Bei allen Nachbarn lagen Kranke. Die Totenglocken läuteten den ganzen Tag.

An allen Türen waren Pestblätter und Pestbilder angeschlagen; Umzüge mit Pestgesängen, Musik und Tänzen zogen durch die Gassen, um die Krankheit zu bannen. Die Schule war geschlossen. Es kam keiner mehr zum Spielen. Auch Margarete hatte er nicht mehr gesehen.

Johannes hörte Schritte die Treppe hinaufkommen und erkannte den Pfarrer. Vor Schreck hätte er beinahe die Bodenklappe fallen lassen: wenn der Pfarrer kommt, ist der Tod im Zimmer, sagten die Erwachsenen.

Ein Frostschauer lief über seinen Körper. Er legte den Kopf auf die Dielen und flüsterte: „Lieber Herr Jesus, ich flehe dich an, hilf meiner lieben guten Mutter. Laß sie nicht sterben, ich will nie wieder unfolgsam sein. Heiliger Sebastian, oh, bitte für sie im Himmel. Alle meine Bohnen sollst du haben. Laßt meine Mutter nicht sterben.“

Er preßte die Hände zusammen, drückte sie gegen den Kopf und lauschte. Warum seine Mutter, wo er sie doch gerade erst bekommen hatte? Warum nicht die Großmutter, die böse war und immer zankte? Johannes erschrak. So zu denken war eine Sünde; der Mensch durfte nicht richten.

Endlich hörte er die Tür knarren. Er hob die Bodenklappe ein wenig an. Der Pfarrer stieg die Treppe hinunter. Die Magd tauchte auf, einen Korb vor der Brust. Johannes preßte eine Hand vor den Mund. Die Mutter lebte! Am liebsten wäre er aufgesprungen und herumgehopt. Gott hatte sein Gebet erhört. Die Mutter lebte, wenn ihr Brot und Kräutersud gebracht wurden!

Es wurde dunkel. Das Regenwasser rauschte in den Dachrinnen und platschte in die überschwappenden Fässer.

Johannes fror. Endlich verließ die Magd das Zimmer. Er schlüpfte durch die Bodenluke. Wenn er seine Füße vorsichtig auf die Stufen setzte, knarrten sie nicht.

Aus dem Laden, wo der Großvater Stoffe, Öl und Leder, Wachs und Wein, Besen, Töpfe und Schmalz verkaufte, drangen Stimmen.

Johannes öffnete die Tür. In der Kammer brannte eine dicke Kerze. Das Gesicht der Mutter war bleich und von Schweiß glänzend. Ihre Augen waren geschlossen. Sie atmete heftig und stoßweise.

Johannes ging auf Zehenspitzen ans breite Bett heran, in dem auch der Vater und er selbst geschlafen hatten, als die Mutter noch nicht krank war. Er nahm den Lappen aus der Waschsüssel,

drückte ihn aus und tupfte der Mutter die Stirn ab. Wenn sie den Atem wie schluchzend einzog, zuckte er jedesmal zusammen.

Plötzlich begann sie zu lallen und den Kopf von einer Seite auf die andere zu wenden. Entsetzt sah er am Hals eine gänseeigroße Schwellung. In der Beule saß das Gift, die Pest.

Johannes blickte sich angstvoll um. Aber nirgends sah er das Gerippe mit der Sense, der Tod war nicht im Zimmer. Die Mutter würde ihm nicht weggenommen werden.

Sie hatte noch nichts gegessen und getrunken. Er nahm vom Kräutersud etwas auf den Holzlöffel und führte ihn der Mutter an die halbgeöffneten Lippen. Sie schluckte, und er gab ihr mehr und mehr, bis der Krug halb leer war.

Ihm wurde warm vor Anspannung und Glück. Die Lider der Mutter schienen sich einen Spalt zu öffnen. Es war ihm, als sähe sie ihn blinzelnd an. Sie bewegte die Hand. Johannes hätte sie gern an seine Lippen gedrückt, aber er fürchtete sich.

Im Hausflur erscholl die Stimme der Großmutter. „Wo steckt er denn nur wieder?“

Johannes strich mit dem Handrücken über die eingefallene Wange der Mutter und schlich aus dem Zimmer. Treppe und Flur waren leer. Leise wie eine Katze schlüpfte er hinunter und an der angelehnten Küchentür vorbei. Er öffnete die Hoftür, rannte durch den Regen zum Stall, wusch sich die Hände im Faß und sprang durch die Pfützen in den Flur zurück.

Vorwurfsvolle Blicke der Großmutter und des Großvaters trafen ihn. Der Vater aber sagte betont laut: „Laß es dir schmecken, mein Junge.“

Jeden Tag schlich sich Johannes jetzt in die Kammer zur Mutter. Die Beule am Hals wurde klein wie ein Hühnerei und dann wie ein Taubenei. Stirn und Hände waren längst nicht mehr so heiß. Sie schlug die Augen jetzt schon immer auf, wenn er nur die Tür öffnete.

Sie ließ sich von ihm füttern. „Du hast mehr Geduld als die Magd“, sagte sie leise und legte sich entspannt zurück. Ihre Kraft reichte noch nicht aus, alles auf einmal zu essen. Johannes lächelte ihr zu. Es bereitete ihm so viel Freude, daß er jeden Tag fürchtete, jetzt brauche die Mutter ihn nicht mehr.

Als sie dann zum ersten Mal ohne seine Hilfe aß, war er doch froh. „Jetzt dürfen es auch die andern wissen, daß ich zu dir gehe. Vater hat es mir vor allen erlaubt.“

Er schwieg nachdenklich. „Vater und Großvater haben sich gestritten. Vater soll nicht immer im Wirtshaus herumsitzen. Vater sagt, er geht nach Leonberg und kauft uns dort ein Haus.“

Die Mutter strich ihm durch die gelockten Haare. „Wär schon besser, wenn wir hier herauskämen.“

4.

Das Haus am Marktplatz zu Leonberg war viel größer als das des Großvaters in Weil der Stadt. Johannes war froh, daß sie umgezogen waren. Seine Mutter war richtig fröhlich, und auch sein Vater war verträglicher geworden. Mit den Mädchen und Jungen hatte er sich bald angefreundet, besonders seit er die Schule besuchte. Er war stolz, lesen und schreiben zu lernen. Wenn er nur etwas schneller wachsen würde. Manche nannten ihn eine halbe Portion. Dabei war er immer unter den ersten, auch wenn es etwas auszuhecken galt.

Heute wollten er und einige andere Kinder heimlich den Turm der Pfarrkirche besteigen. Am Seiteneingang traf er Maria, Josephine und Roland. Sie begutachteten einen Schlüssel, den Friedrich mitgebracht hatte.

„Paßt er?“ fragte Johannes.

Friedrich steckte den Schlüssel ins Schloß. Es knirschte, aber

das Schloß gab nicht nach. „Festgerostet“, meinte Friedrich, „los, helft mal.“

„Wenn wir das Tor aufbekommen, können wir über alle Dächer blicken“, schwärmte Johannes.

„Dreh lieber mit“, wies ihn Friedrich zurecht. „Bist sowieso zu klein für die Sprossen. Und einer muß aufpassen.“

„Klettern kann ich wie jeder andere auch“, widersprach Johannes. „Steckt lieber einen Stock in den Ring, so schafft ihr es doch nicht.“

„Was du nicht sagst.“ Friedrich sah ihn verblüfft an. „Na los, dann hol einen“, lenkte er ein.

Johannes lief in den Garten des Pfarrhauses. Er und zu klein! Bis in die äußerste Spitze würde er klettern. Er brach einen Stock ab, Friedrich steckte ihn in den Schlüsselring und sagte: „Wenn der Bart abbricht, haut mich mein Vater windelweich.“

„Woher will er denn wissen, daß du den Schlüssel hast?“ fragte Maria.

„Woher, woher. Wenn bei uns was fehlt, war ich's.“

Im gleichen Augenblick sprang der Riegel zurück. Die schwere blechbeschlagene Tür drehte sich ächzend in den Angeln.

„Einer muß hierbleiben“, flüsterte Friedrich aus dem Halbdunkel des Turmschachts. „Wenn der Küster kommt, gibt er ein Zeichen.“

„Was für ein Zeichen?“ fragte Josephine.

„Er pfeift eben“, antwortete Friedrich.

„Mädchen auch?“ fragte Maria.

„Muß ja nicht ein Mädchen sein“, entgegnete Roland ungeduldig. „Wer bleibt freiwillig?“

Niemand sagte ein Wort.

„Hat sich nicht Johannes gemeldet?“ fragte Friedrich.

Alle Köpfe drehten sich nach Johannes.

„Muß ja nicht ich sein“, antwortete er. „Warum überhaupt?“

„Einer muß aufpassen, wenn die andern was ausfressen.“
Roland trat von einem Fuß auf den andern. „Das ist immer so.“

„Hier ist es falsch“, sagte Johannes bestimmt. „Drunten sieht uns kein Küster. Aber wenn sich jemand hier unten herumdrückt, fällt das auf.“

„Mir ist so komisch“, sagte Maria kleinlaut. „Ich geh nach Hause.“ Sie schlüpfte durch die Tür und war verschwunden.

„Gehst du auch?“ Friedrich sah Josephine fragend an.

„Hab ich was gesagt?“ Sie warf den Kopf in den Nacken, daß ihre flachsblonden Zöpfe durcheinanderflogen.

„Vielleicht will Maria uns verpetzen?“ Roland verspürte keine rechte Lust mehr, auf den Turm zu steigen.

„Laßt uns endlich gehen“, drängte Johannes. „Wir vier schaffen es schon.“ Er reckte sich auf die Zehenspitzen und sah die andern ermunternd an.

Sie zogen die Tür zu und stiegen die Steintreppe hinauf bis zur ersten Plattform, wo die Stundenglocke hing. Eine Holztreppe führte zur zweiten Plattform, über der drei mächtige Glocken schwebten.

„Wenn sie alle läuten, dann platzen dir die Ohren“, sagte Friedrich.

Sie traten an die Fenster und sahen auf die Dächer der Stadt.

„Ich finde es richtig gruselig“, flüsterte Josephine.

„Komm nur erst noch höher.“ Friedrich faßte ihren Arm und führte sie die Treppe hinauf. Drei Bretter überspannten den Glockenraum. Von nun an führten lange Leitern nach oben, so weit sie sehen konnten.

„Da hab ich Angst“, gestand Josephine.

„Bis zu den Luken“, ermunterte sie Friedrich. „Schaffst es schon. Wir nehmen dich in die Mitte.“

Tauben gurrten. Ein Gewirr von Balken spannte sich kreuz und quer durch den Turm.

Auf der nächsten Plattform blieb Josephine stehen. Ihr Gesicht war weiß wie Kalk.

„Leg dich auf den Rücken“, sagte Johannes, „dann wird dir besser.“

„Woher weißt du das?“ fragte Roland ungläubig.

„Ich denke es mir.“ Johannes legte Josephine seine Jacke unter den Kopf, aber Friedrich mischte sich ein.

„Laß, das mache ich.“ Er schob Johannes zur Seite, setzte sich neben Josephine und meinte: „Dann muß wohl einer hierbleiben.“

„Allein geh ich auch nicht“, knurrte Roland.

„Ich steige bis zu den Luken“, sagte Johannes entschlossen.

Roland sah auf Friedrich, der verschämt vor sich hin starrte.

„Hab doch keine Angst wie der da“, sagte er. „Die paar Leitern noch!“ Er begann zu klettern, und Johannes folgte ihm.

Auf der vorletzten Plattform lehnte sich Roland gegen einen Balken. Er schnaufte und fragte: „Ist dir auch so heiß? Könntest eigentlich mal vorangehen.“

Johannes nickte, und sie erklimmen die nächste Leiter. „Zieht mir ordentlich durch den Magen“, japste er. „Möchte wissen, wie das kommt.“ Sie waren bei den Luken angelangt. Johannes starrte auf das steile Kirchendach tief unten und die noch weit darunter liegenden Häuser, aus deren Schornsteinen dünner Rauch emporstieg. Jetzt müßte man über die Dächer und Gassen schweben können bis hin zum Wald, dessen buntes Laub in der untergehenden Sonne leuchtete. Welch ein Spaß, wie ein Vogel über den Marktplatz zu fliegen. Vater hatte erzählt, daß in Italien der Künstler Leonardo Apparate gezeichnet hätte, mit denen man wie ein Habicht segeln könnte.

„Komm“, hörte er Roland flüstern. „Geh du zuerst. Wenn ich nach unten sehe, wird mir schwindlig.“

Johannes umklammerte die Sprossen und stieg hinab. Er dachte an die Tiefe unter sich und an den Mut der Zimmerleute und Dachdecker, die den Turm gebaut hatten. Endlich erreichten sie die Plattform, wo Josephine und Friedrich warteten.

„Geh du weiter voran“, sagte Roland. „Bist gut im Klettern.“

Johannes wischte seine Hände an der Hose ab. „Mach ich“, antwortete er selbstsicher. Bald erreichten sie den Glockenraum. Die Balken, an denen die Glocken hingen, begannen sich zu bewegen. Schnell liefen sie die Stufen hinunter, aber noch ehe sie den Ausgang erreicht hatten, läuteten die Glocken, und alles um sie herum begann zu dröhnen und zu beben.

Johannes brummen die Ohren noch, als er nach Hause kam. Er ging in die Küche und wollte seine Mutter fragen, ob sie schon mal auf dem Kirchturm gewesen war. Aber er sah Tränen in ihren Augen. Hatte der Vater wieder gestritten?

„Er ist im Wirtshaus“, seufzte die Mutter. „Die spanischen Werber haben ihn gelockt. Er zieht wieder in den Krieg.“

Johannes drückte sich an ihren Leib, in dem ein Kind wuchs. Er spürte Stiche in der Brust, aber er wollte tapfer sein. Schließlich konnte er im Haus und auf dem Feld mit zupacken. „Wir werden es schon schaffen“, sagte er.

Bald nach der Abreise des Vaters wurde Johannes' Schwester Margarete geboren. Aber die Mutter gönnte sich nur wenige Tage Ruhe. Sie hatte von früh bis spät zu tun, und Johannes half, wo er nur konnte. Die Arbeit war schwer, und oft schlief Johannes am nächsten Tag in der Schule ein. Es kam sogar vor, daß er gar nicht in die Schule gehen konnte, weil die Mutter nicht ohne ihn auskam.

„Hat uns im Stich gelassen, dein Vater“, klagte die Mutter, „wo du doch lernen müßtest.“

Aber Johannes beruhigte sie. „Ich hol das schon nach“, sagte er. „Wenn es dir nur nicht zuviel wird.“



Friedlich waren die Abende, wenn seine Mutter eine Kerze anzündete und er noch eine Stunde bei ihr sitzen durfte. Sie erzählte ihm von den Sternen, dem Mond, von Kräutern und Arzneien, von Saat- und Erntezeiten. Sie kannte viele Sprüche und Geschichten und las ihm aus einem Kalender oder aus der Bibel vor.

Oft kamen Nachbarn zu ihr und baten sie um Rat, wenn ein Tier nicht fressen wollte oder wenn jemand krank geworden war. Manchmal konnte sie helfen, manchmal aber erklärte sie: „Da hilft nur noch Gott.“

Viele sprachen gut von seiner Mutter, einige aber tuschelten hinter ihrem Rücken. Eines Tages hörte Johannes, wie die Frau des Glasers Reinbold über seine Mutter sagte: „Sie betet zum Teufel.“

Johannes erschrak und lief zur Mutter. Die aber lachte und tippte den Zeigefinger gegen ihre Stirn. „Die Reinbold ist nicht ganz richtig im Kopf. Niemand nimmt sie ernst. Ich werde mit ihrem Mann reden.“

Johannes beruhigte sich, aber von nun an achtete er mehr auf das, was die Leute auf dem Markt, beim Bäcker oder beim Metzger sprachen. Miteinander redeten sie oft anders als übereinander. Nur wenige schienen das zu sagen, was sie dachten.

Manchmal gab es auch Ereignisse, die alle beschäftigten und tagelang die Gespräche bestimmten. In Ungarn hätte es Blut geregnet, hieß es einmal. Das wäre ein böses Vorzeichen und könnte Krieg oder Pest oder Trockenheit oder eine neue Sintflut bedeuten.

Dann sprachen alle von dem großen Kometen, der am Himmel erschienen sein sollte, und Johannes' Mutter sagte: „Ja, den gibt es wirklich. Ich werde ihn dir zeigen.“ Am Abend führte sie Johannes hinaus vor die Stadt. Sie stiegen auf den Engelsberg, auf dessen steil abfallenden Ausläufern zuerst eine Burg und dann

die Stadt erbaut worden war. Die Türme, Dächer und Mauern zeichneten sich scharf gegen den noch hellen Nachthimmel ab.

Es war schön, an der warmen Hand der Mutter in die Nacht hinauszugehen. Dunkel standen die Fichten hinter hell leuchtenden Birken, die sich wie Perlen reihten. Johannes atmete den Duft reifen Getreides. Grillen zirpten im Gras.

Die Mutter setzte sich auf einen Baumstumpf und Johannes auf ihren Schoß, sie legte die Arme um ihn und summte ein Lied. Der Himmel wölbte sich wie eine riesige dunkelblaue Kuppel über dem Land. Keine Wolke war zu sehen. Die ersten Sterne leuchteten auf, blitzend helle und rötlich matte.

Johannes sah unendlich viele. Er folgte dem Finger der Mutter, die ihm den Großen Wagen und den Kleinen Wagen zeigte, das riesige Himmels-W und den Orion mit dem Gürtel und dem Schwert.

„Den Polarstern findest du, wenn du die hintere Achse des Großen Wagens fünfmal verlängerst. Er steht immer im Norden, deshalb nennt man ihn auch Nordstern. Das Reiterlein kannst du nicht sehen“, fuhr sie fort. „Ein winziger Stern dicht über dem höchsten Deichselstern des Großen Wagens. – Gute Augen hast du nicht, aber einen klugen Kopf.“ Sie wickelte seine Haare um ihren Finger und fuhr fort: „Der Pfarrer sagt, du lernst leicht. Bald könntest du die Klosterschule besuchen. Und vielleicht sogar einmal die Universität. Dann mußt du aber von zu Hause fort.“

Von zu Hause fort? Daran hatte Johannes nicht gedacht. Er ging gern zur Schule, das Lernen war so schön wie Singen, Bäumeklettern, Murmelspielen. Aber keinen Tag die Mutter sehen, nur unter fremden Menschen sein?

„Wirst dich eingewöhnen“, sagte die Mutter. Sie reckte sich und starrte wieder in den Himmel. „Siehst du ihn?“ fragte sie plötzlich mit ungewohnt tiefer Stimme.

Johannes folgte ihrem glänzenden Blick und entdeckte am westlichen Himmel eine Feuerkugel mit langem Schweif. Noch nie hatte er so etwas gesehen, und er fürchtete sich sehr in der Dunkelheit.

„Das ist der Komet“, hörte er die Mutter flüstern. „Niemand weiß, was er bedeutet. Eine Fackel Gottes? Eine Warnung? Bringt er Unheil oder Glück? Viele Jahre sieht man keinen. Plötzlich taucht einer auf und verschwindet wieder.“

„Kann Vater ihn auch sehen?“ fragte Johannes beklommen.

„Jeder, der zum Himmel sieht.“ Die Mutter hob ihn von ihrem Schoß. Schweigend gingen sie den Hang hinunter. Das Gras streifte ihre Beine; es war schon naß vom Tau.

Der Sommer verging. Der Wind warf Äpfel und Birnen von den Bäumen. Die Zwetschgen färbten sich blau, die Hagebutten rot.

Johannes kannte die Bäume, an denen die saftigsten Birnen und Äpfel reiften. Morgens, auf dem Weg zur Schule, sprang er über die Zäune und stopfte sich die Taschen voll.

Die Mutter war oft ungeduldig und gereizt. Sie sprach nicht vom Vater, aber sie fragte jeden Händler über den Verlauf des Krieges in Flandern aus.

Eines Tages, als Johannes aus der Schule kam, hörte er die Leute reden, daß sein Vater im Schulturm säße. Aufgeregt rannte er nach Hause. Die Mutter trug ein Reisekleid, ihr Gesicht war blaß. Pferde waren gesattelt. „Ja“, sagte sie und legte ihm die Hand auf die Schulter, „unser Vater ist in Pforzheim. Ein Kamerad hat ihn hintergangen. Ich muß Vater helfen. Gib auf deine Schwester acht.“

5.

Johannes fühlte sich in dem großen Haus wie verloren. Er hatte Angst um seinen Vater und um seine Mutter. In der Schule,

bei den Hausaufgaben, während des Essens und vor dem Einschlafen, immer sah er den Vater angekettet in einem dunklen Kerker.

Die Stunden und Tage vergingen viel langsamer als sonst. Wenn er Pferde hörte, lief er ans Fenster. Ob seinen Eltern etwas zugestoßen war? Endlich, nach einer Woche, sah er sie den Marktplatz hinaufreiten. Ihre Gesichter waren ernst. Aber Johannes beachtete es kaum. Er war so glücklich, daß er nicht mehr allein war.

Johannes erfuhr schließlich alles. In Pforzheim hatte der Vater für seinen Kameraden Ziegelhäuser die Bürgschaft übernommen. Ziegelhäuser hatte hohe Schulden zu begleichen und versprochen, das Geld binnen einer Woche aus Stuttgart zu beschaffen, wo er ein großes Haus besäße und verkaufen könnte. Aber es war alles Schwindel gewesen. Ziegelhäuser war geflohen, und alle, denen Ziegelhäuser Geld schuldete, hatten sich auf Johannes' Vater gestürzt. Einige tuschelten sogar, der Vater habe gemeinsame Sache mit Ziegelhäuser gemacht und gehöre an den Galgen.

Mutter hatte die Schulden bezahlt. Der Vater hatte sie nicht darum gebeten, er war zu stolz. Aber jetzt mußten sie ihr Haus verkaufen und ein paar Grundstücke dazu. In Leonberg wollten sie nicht bleiben, denn die Leute schwatzten von nichts anderem. Frau Reinbold behauptete sogar, die Keplerin wäre eine Hexe, weil sonst niemand einen Menschen aus dem Schuldurm befreien könnte. Johannes hätte ihr am liebsten eine Handvoll Kastanien an den Kopf geworfen.

Seine Eltern hatten in Ellmendingen das Gasthaus „Zur Sonne“ gepachtet. „Wenn wir genug verdient haben“, meinte die Mutter, „kehren wir nach Leonberg zurück.“

Zum Glück gab es auch in Ellmendingen eine Lateinschule. Johannes mußte doppelt aufpassen; kein Wort durfte ihm entgehen. Was er nicht im Kopf behielt, das war für ihn verloren.

Denn wenn er nach Hause kam, hatte er keine Zeit zum Lernen. Er mußte auf dem Felde und in den Ställen mitarbeiten.

Und eines Tages sagte der Vater: „Wir sparen eine Magd, wenn Johannes das Geschirr abwäscht.“

Das Feuer im großen Herd strahlte eine Hitze aus! Johannes war froh, wenn er hinauslaufen konnte, um Wasser zu schöpfen. Das Wasser aus dem Brunnen war kühl und frisch. Johannes trank es gern.

„Kriegst noch Frösche in den Bauch“, schimpfte die Mutter. „Deine Bauchschmerzen kommen auch davon.“

Als ihm die erste Schüssel aus der Hand fiel, fürchtete Johannes eine Strafpredigt, doch die Mutter sah ihn nur prüfend an und sagte: „Heb die Scherben auf.“

Dann warf er einen Krug um, weil er danebengegriffen hatte.

„Tolpatsch!“ rief der Vater und versetzte ihm eine Ohrfeige.

Was sollte er nur machen? Je mehr er sich anstrengte, desto schlimmer wurde es. Er war ganz unglücklich, daß er den Eltern das teure Geschirr zerschlug.

„Das sind seine Augen“, sagte die Mutter zum Vater. „Schläge nützen da gar nichts.“

„Er ist schludrig“, schimpfte der Vater. „Immer mit den Gedanken woanders. Das kommt nur von der Schule. Wozu braucht er die überhaupt?“

„Wir haben gut verdient“, antwortete die Mutter. „Ich nehme wieder eine Magd.“

Der Vater knurrte, widersprach jedoch nicht. Er fügte sich der Mutter, die mehr von der Wirtschaft verstand. Aber ein zufriedenes Gesicht zeigte er nur selten.

Dachte er an den Kameraden, der ihn betrogen hatte?

Johannes fiel ein Stein vom Herzen, als die Magd kam. Nur war die Arbeit auf dem Feld und im Stall nicht leichter.

Die Buchenholzscheite für den Herd waren schwer. Die Sense

war viel zu groß für ihn. Aber Heu mußte sein. Von der Schule auf die Wiese, von der Wiese in den Stall.

Die Schweine, besonders die Ferkel, die er früher so niedlich gefunden hatte, verwünschte er jetzt. Sie fraßen und fraßen, während ihm die schweren Eimer mit Kleie und Schrot beinahe die Arme ausrissen.

Einmal war er so schlapp, daß er am nächsten Morgen nicht mehr sagen konnte, wie er ins Bett gekommen war. Dennoch war er in der Schule so gut, daß der Lehrer ihn für das Landesexamen in Stuttgart anmeldete.

Die Mutter lächelte zufrieden, und sogar der Vater schien sich zu freuen. „Ich werde mit ihm reisen“, sagte er. „Aber ich glaube nicht, daß er die Prüfung besteht. Die meisten fallen durch.“

Denkst du, dachte Johannes. Ich habe alles im Kopf.

Stuttgart lag in einem tiefen Talkessel und war ringsum von herrlichen Weinbergen und Gärten umgeben.

„In dem prächtigen Schloß regiert Herzog Ludwig“, hörte er den Vater sagen. „Er ist ein Schwächling. Aber sein Vater, Herzog Christian, der hat unser Land zu dem gemacht, was es heute ist.“

Johannes war in Gedanken schon bei der Prüfung, sah den halbdunklen Raum vor sich und die streng blickenden Lehrer.

„Hab nur keine Angst“, hatte ihm der Rektor der Lateinschule in Ellmendingen gesagt. „Dein Griechisch und Latein kann sich hören lassen.“

Der Vater ging die ganze Zeit vor der Klosterschule auf und ab. Werde nicht einen Krug Wein trinken, schwor er sich, wenn Johannes besteht. Dabei brannte ihm die Kehle.

Endlich hörte er die leichten Schritte. Johannes rannte durch den dicken Torbogen und dem Vater in die Arme. „Rate mal!“

„Du kannst dich nicht verstellen“, sagte der Vater. „Teufel und Gloria, da werde ich wohl verdursten.“

Am Abend führte ihn der Vater auf den Marktplatz. Die Luft war mild und der Himmel klar. Über dem Gablenberg stieg rund und gelb der Mond empor. Eine Uhr schlug neunmal. So spät war er lange nicht mehr aufgewesen. Wie viele Menschen hier noch herumliefen.

„Gleich werden wir eine Mondfinsternis sehen“, flüsterte der Vater. „Da, sie fängt schon an.“

Johannes legte den Kopf in den Nacken und blinzelte nach dem Mond. Eine rötliche kreisrunde Wolke schob sich langsam darüber, bis er ganz bedeckt war. Ihm schmerzte das Genick, und er drehte den Kopf mehrmals von einer Seite auf die andere.

Nun gab die Wolke ein Stück nach dem anderen frei. Und bald leuchtete der Mond hell und klar wie zuvor.

„War keine Wolke“, erklärte der Vater. „War der Schatten unserer Erde. – Gott gibt den Menschen ein Zeichen“, fuhr er nach einer Pause nachdenklich fort, „aber wer versteht es schon?“

Johannes lag still neben dem Vater.

Hell schien der Mond in die schmale Kammer. Der Erdschatten war auf den Mond gefallen. Was mochte das bedeuten?

Mutter sammelte in bestimmten Nächten Kräuter, wenn der Mond ganz rund war. Nur wenige getrauten sich hinaus. Geister sollten bei Vollmond umgehen.

Johannes schmiegte sich an die Brust des Vaters. Rätselhafte Dinge geschahen am Himmel. Mal war der Mond eine Sichel oder ganz verschwunden. Dann waren die Nächte finster und leer. Manchmal sah man den Mond am Tage. „Ständig läuft er um die Erde“, hatte der Vater gesagt. Wie das nur möglich war? War er mit unsichtbaren Stricken an der Erde befestigt? Oder lief er in einer Bahn wie ein Rad in einer Spur? Und was bewegte ihn ständig weiter? Die Sonne sollten feurige Pferde ziehen. Waren die Sternschnuppen Funken von den Hufeisen der Pferde? Und

was war ein Komet? Was waren die Sterne? Fackeln der Engel? Licht aus den Fenstern des Paradieses?

Die Erde hatte es gut. Sie stand in der Mitte, und die Sonne, der Mond und die Sterne schwebten um sie herum wie die Bienen um ihre Königin. Auf der Erde konnte man sich geborgen fühlen. Oder auch ganz verlassen. So einsam und so weit vom Himmel entfernt. Es war so dunkel zwischen den Sternen, so fürchterlich leer.

Johannes hörte die tiefen Atemzüge des Vaters. Bald würde er nicht mehr bei den Eltern sein. Die Klosterschule Adelberg lag drei Tagesreisen von Ellmendingen entfernt, und es gab dort nur zweimal im Jahr Urlaub. Er wußte nicht, ob er sich auf die neue Schule freuen sollte oder nicht.

6.

So schwer hatte Johannes sich den Abschied von zu Hause nicht vorgestellt. Mutter und Vater, die Geschwister, die Schule, der Gasthof, der Garten, alles, was ihm bisher vertraut gewesen war, blieb zurück. Hinter den Mauern der Klosterschule war es wie in einer anderen Welt.

Das frühe Aufstehn um vier Uhr – im Winter um fünf – machte ihm nichts aus, er wollte ja lernen. Aber alles war beengt. Ohne Aufsicht durften sie keinen Schritt aus dem Kloster tun. Vorbei war das Herumtollen im Freien. Man hatte sich würdig zu bewegen, steif wie bei einem Begräbnis.

Vergeblich suchte Johannes unter den Lehrern nach einem väterlichen Freund. Sie waren Zöglinge und wurden kühl und unpersönlich behandelt. Auch unter den Mitschülern fand Johannes keinen, dem er sich anvertrauen mochte. Die strenge Zucht bestimmte den Umgang miteinander. Jeder war dem anderen ein Aufpasser.

Die einzige Freude war das Lernen. Johannes kam in allen Fächern gut voran, in der lateinischen und griechischen Sprache, in Rhetorik, Denklehre und Musik. Er konnte sich gar nicht mehr vorstellen, Rüben gehackt oder Schweine gefüttert zu haben. Seine Hände waren fein und weich geworden. Er übte sogar mehr, als verlangt wurde, und prägte sich lange Psalmen ein, um sein Gedächtnis zu stärken.

„Schön blöd“, hänselten ihn einige Kameraden, Holpius und Dauber besonders. Die knobelten am liebsten oder spielten Karten. Auch Johannes spielte gern, aber nicht mit Holpius, der, wie einst Max Cleber, nicht verlieren konnte.

Johannes liebte den Gesang, doch seine Stimme schwankte zwischen hoch und tief. Er war kein Kind mehr. Holpius hatte schon einen kleinen Bart. Er fühlte sich Johannes überlegen, und es wurmte ihn, daß Johannes ihn im Unterricht übertraf. Manchmal wiegelte er Mitschüler gegen ihn auf.

Wenn es eine Freistunde gab, ging Johannes in den Garten. Er kletterte auf einen Stein und blickte über die Klostermauer ins weite Land. Er sah die Sonne über dem milchblauen Horizont, die zum Schurwald ansteigenden Felder, die Bäume mit den rotbäckigen Äpfeln, aus denen Wein gekeltert wurde.

Irgendwo da draußen lag Ellmendingen. Wie es wohl zu Hause gehen mochte? Ob die Eltern die „Sonne“ schon aufgegeben hatten und nach Leonberg zurückgekehrt waren?

Ein Wagen mit Baumstämmen schwankte auf dem Feldweg heran. Die Bauern brachten Brennholz für die Küche, die Bibliothek und die Aufenthaltsräume. Im Schlafsaal wurde nie geheizt. Im Winter schimmerten Eiskristalle an den Wänden. Johannes hatte oft unter den Decken gefroren.

Er hörte Schritte hinter sich und wandte sich um. Es war Holpius. Er hielt Karten in der Hand und fragte wie nebenbei: „Machen wir ein Spielchen?“

Die Turmuhr schlug viermal. Sie hatten noch eine halbe Stunde, bis sie im Haus sein mußten.

„Es lohnt nicht“, wich Johannes aus, den Blick auf das Kartenspiel gerichtet. Wollte Holpius sich ihm nähern?

„Hinter dem Schuppen, da sieht uns niemand.“ Holpius lächelte einladend.

„Gut.“ Johannes sprang auf den Rasen. „Aber nur um ein Zehntel, ich habe nicht mehr viel Geld.“ Er folgte Holpius, der den Weg an der Klostermauer entlang einschlug. Ein Rotkehlchen hüpfte vor ihnen her und flog in einen Haselstrauch.

Holpius setzte sich mit dem Rücken zur Schuppenwand. Er hob seine Karte ab. Herz-Acht. Johannes hatte Kreuz-Bube und mußte geben. Plötzlich sagte Holpius: „Wer kommt denn da?“ Er reckte den Arm, und Johannes drehte sich um.

Im gleichen Augenblick stülpte ihm jemand einen Eimer mit Wasser über den Kopf.

Johannes riß das Gefäß hoch.

Er war naß bis auf die Haut. Der lange dunkle Mantel triefte. Johannes wrang ihn aus. „Saukerle“, fluchte er und ging, von Gelächter verfolgt, ins Haus.

In der Nacht bekam Johannes Schüttelfrost. Am Morgen war seine Stirn heiß. Als er vom Waschen kam, schwindelte ihn. Sein Bettnachbar Köllin sagte: „Leg dich hin, ich bring dir zu essen.“

Die Schritte der Kameraden entfernten sich, es wurde still um ihn. Dann hörte er die Orgel und Gesang. Er suchte der Melodie zu folgen, doch sein Blut summte ihm in den Ohren, und er fiel in wirre Träume.

Als er wieder zu sich kam, lag er im Krankenzimmer. Eine Schwester gab ihm zu trinken und zu essen. Sie hatte ein ernstes Gesicht und gütige Augen. Am liebsten hätte er seinen Kopf an ihre Brust gelegt.

Als er zum ersten Male aufstehen durfte, knickten ihm die

Beine ein. „Noch ein paar Tage“, sagte die Schwester, „dann kannst du wieder herumlaufen.“

Am Nachmittag besuchten ihn einige Kameraden und ein Lehrer. Sie sangen ihm ein Lied und schenkten ihm Honigkuchen. Es war Nikolaustag; sie hatten ihn nicht vergessen. „Wir werden jeden Tag eine Stunde nachholen“, sagte der Lehrer.

Es lag schon Schnee, als Johannes wieder am Unterricht teilnehmen durfte. Er hatte viel versäumt, und Holpius war Erster. Aber im Frühjahr hatte ihn Johannes fast eingeholt, und die Prüfungen im Sommer bestand er vor ihm.

Auch im nächsten Jahr wetteiferten sie miteinander. Nicht, daß Johannes es gewollt hätte, Lernen bereitete ihm auch so Freude. Aber Holpius wollte um jeden Preis der Erste sein, und es reizte Johannes, sich mit ihm zu messen. In den meisten Fächern blieb er ihm überlegen.

Endlich waren die Prüfungen beendet. Johannes packte zufrieden sein Bündel. Er war froh, die Klosterschule Adelberg hinter sich zu haben. Ein paar Monate würde er zu Hause sein können, bevor das hohe Seminar in der Klosterschule Maulbronn begann.

In den letzten Monaten hatte er wenig an zu Hause gedacht. Die Eltern waren von Ellmendingen wieder nach Leonberg gezogen, hatten sich dort ein kleines Haus in der Nähe des Marktes gekauft. Die Mutter handelte mit Gewürzen und Kräutern. Johannes freute sich auf das Wiedersehen; der Urlaub im letzten Sommer war schön gewesen.

In Leonberg war ihm vieles fremd geworden. Als Johannes die Mutter sah, erschrak er. Sie war alt geworden und schien ihm traurig zu sein. Er spürte ihren zarten Körper und küßte sie auf die Wange. Sie sah ihn liebevoll an. „Wie erwachsen du bist, Johannes. Hast mir wenig Sorgen bereitet.“ Plötzlich seufzte sie und fuhr fort:

„Unser Vater hat uns verlassen. Ich weiß nicht einmal, wo er ist. Vor einem halben Jahr ist ihm eine Pulverflasche in der Hand explodiert und hat sein Gesicht zerschunden. Du würdest ihn nicht wiedererkennen. Er wollte seinen Mut zeigen und den Gästen ein Feuerwerk bieten. Auf mich hat er nie hören wollen. Kaum daß er wieder sehen konnte und die Narben verheilt waren, ist er auf und davon. Den Ziegelhäuser wollte er suchen und sein Geld zurückfordern. Ich habe Angst um ihn. Wer weiß, ob wir ihn wiedersehen.“

Johannes konnte seinen Vater verstehen, aber er hätte Frau und Kinder nicht verlassen dürfen. „Ich werde dir helfen“, sagte er. Die Arbeit war zu schwer für eine Frau. Er brauche auch das höhere Seminar nicht zu besuchen. Aber davon wollte die Mutter nichts hören.

„Du gehst deinen Weg“, sagte sie entschieden. „Wer weiß, wofür es gut ist.“

Die Geschwister betrachteten Johannes wie einen Fremden, auch wie einen Erwachsenen. Erst als er mit ihnen spielte, faßten sie Zutrauen.

Seine Spielgefährten waren erstaunt, ihn zu sehen. Friedrich und Roland lernten ein Handwerk. „So“, meinte Roland, „aufs höhere Seminar gehst du. Dann wirst du mal was Besseres als wir.“

„Unsinn“, antwortete Johannes. „Wir lernen nur jeder etwas anderes.“ Warum sie ihn nur ungläubig ansahen.

Josephine war an den Blattern gestorben. Er suchte ihr Grab auf und stellte einen Strauß Nelken neben das Kreuz. Was war das, der Tod?

Am Brunnen sah Johannes Maria wieder. Sie starrte ihn an. „Bist aber groß geworden“, sagte er und sah auf ihren Mund.

„Tag, Johannes“, antwortete sie. Ihre Zöpfe hingen über ihrer Brust. „Läßt dir wohl einen Bart stehen?“

„So weit ist es noch nicht“, winkte er ab. „Bin ja erst fünfzehn.“

„Du wirst ein kluger Mann, ein Pfarrer, stimmt das?“

Johannes' Wangen färbten sich. „Gut siehst du aus“, sagte er und blickte auf ihre Hände, die im Wasser spielten.

„Wollen wir auf den Turm steigen? Dieses Mal fürchte ich mich nicht.“

Wortlos kletterten sie die Leitern hoch. Die Schwalben flitzten über die Dächer. Ein Falkenpaar stand reglos in der Luft. Johannes stand dicht neben Maria. Die Sonne warf gelbe, rote und violette Farben über den Himmel.

„Schön ist es hier oben“, flüsterte Maria. Sie lehnte sich vor, und ihre Finger berührten Johannes' Arm.

„Ja“, sagte er und schloß die Augen. Ihre ganze Hand wünschte er zu halten. Doch er wagte keine Bewegung. Eine Ewigkeit schien vergangen. Johannes spürte den Hauch ihres Atems, sah ihre Lippen und senkte den Kopf.

„Gehen wir“, hörte er ihre Stimme. Am Tor sagte sie: „Ich werde an dich denken, Johannes. Schreib mir mal. Und nun geh.“

Johannes war wie benommen. Er hoffte jeden Tag, Maria wiederzusehen, doch sie blieb verschwunden. Nicht einmal am Tag seiner Abreise zeigte sie sich.

Am letzten Tag im August verließ er die Stadt. Er machte sich Sorgen um die Mutter. Vom Vater hatten sie immer noch nichts gehört. Nach dem Leben in der Klosterschule Maulbronn verspürte er kein Verlangen.

Das Kloster lag eine Tagesreise von Leonberg entfernt. Es war von einer haushohen Mauer umgeben und viel größer als Adelberg. Johannes gefiel das hohe Kirchenschiff und die klangvolle Orgel, besonders aber der schöne Kreuzgang mit dem Brunnen.

Allmählich lebte Johannes sich ein. Es fiel ihm leichter, als er

gedacht hatte. Die Lehrer, die Räume und das Essen sagten ihm zu. Auch mit den Schülern kam er besser aus. Streitigkeiten wurden seltener mit Fäusten als mit Worten ausgetragen.

Johannes war versessen auf den Unterricht, auch auf die neuen Fächer Arithmetik und Astronomie. Was sich die Menschen alles ausgedacht und was sie herausbekommen hatten!

Daß die Erde eine Kugel war. Johannes bewunderte Ptolemäus' Lehrsätze. Wenn ein Schiff am Horizont auftauchte, sah man zuerst die Spitze des Mastes. Also mußte die Oberfläche des Wassers gekrümmt sein. Die Erde stand in der Mitte des Weltalls, denn alle Teile des Himmelsgewölbes sah man gleichweit entfernt.

Die Lehrer verlangten selbständige Mitarbeit. Nichts war Johannes lieber. Er spürte neue Kräfte, lernte nicht nur, was die Lehrer vortrugen, sondern dachte sich etwas Neues aus, und manchmal brachte er die Lehrer mit seinen Fragen in Verwirrung. Die Tadel, daß er vorlaut wäre und sogar die Lehrer zu verbessern suchte, hemmten ihn nur für kurze Zeit. Er hatte einfach Spaß am Streitgespräch und am freien Spiel der Gedanken. Mochten ihm die Lehrer ruhig im Betragen eine schlechte Zensur geben, dafür hatte er in den Unterrichtsfächern nur die besten Noten.

Ab und zu erhielt er einen Brief von seiner Mutter oder von seinem Großvater. Aber nicht von Maria, obgleich er ihr mehrmals geschrieben hatte. In den ersten Monaten schmerzte ihn die Enttäuschung. Dann erfuhr er von seiner Mutter, daß sich Maria mit Roland verlobt hatte. Während der Ferien begegnete er ihr einige Male. Aber sie sah an ihm vorbei und erwiderte seinen Gruß nur flüchtig.

Rolands Eltern besaßen eine Bäckerei und ein großes Haus. Johannes verglich es mit dem kleinen seiner Mutter. Das Unglück von Pforzheim ließ sich nicht wiedergutmachen. Der Vater blieb verschollen, die Mutter hatte einen schweren Stand. Erst waren

sie wohlhabend gewesen, jetzt waren sie arm. Aber davon wollte sich Johannes nicht beeindruckt lassen. Bald würde er Pfarrer sein. Ein Pfarrer war eine hochangesehene und wichtige Person. Dann würde er seine Mutter zu sich nehmen, damit sie endlich ausruhen konnte und von übler Nachrede verschont blieb.

Die drei Jahre in Maulbronn vergingen für Johannes schneller als die zwei in Adelberg. Er zweifelte nie daran, daß er den Abschluß als einer der Besten bestehen würde. Seine Gedanken waren schon auf Tübingen gerichtet. Nur wenige konnten studieren, ganz besonders, wenn sie arm waren und in Haus und Hof mitarbeiten mußten. Auch war das Studium schwer und die Auswahl streng. Man mußte schon sehr begabt und fleißig sein.

Ihm war das Lernen immer leichtgefallen, hatte ihn das hochmütig und eitel gemacht? Johannes wollte ein guter Mensch werden. Er wollte für andere dasein. Denn niemand hat seine Gaben nur für sich empfangen.

7.

Der Tag war heiß und drückend, als Johannes die Klosterschule verließ, aber er hüpfte mehr, als er ging. Das gute Zeugnis im Ranzen und die Aussicht auf ein Stipendium für die Universität ließen ihn Hitze und Staub vergessen. Er konnte die Zeit kaum erwarten, der Mutter von seinem Glück zu erzählen. Auch das heraufziehende Gewitter und ein wolkenbruchartiger Regen konnten seine Laune nicht trüben: Er lief durch Pfützen und Bäche, jauchzte und lachte wie trunken vor Freude.

Seine Mutter schloß ihn in die Arme. „Du bist der einzige aus Leonberg, der in diesem Jahr studieren kann“, sagte sie. „Aber nun zieh dir erst mal trockene Sachen an.“

Die Ferien erschienen Johannes diesmal viel zu lang. Er freute sich unbändig auf Tübingen. Doch plötzlich schien ihm alles

verloren. Sein Vater war in der Nähe von Augsburg tot aufgefunden worden. Niemand konnte sagen, wie er ums Leben gekommen war.

Aus war es mit seinem Studium. Er konnte seine Mutter nicht allein lassen.

Die Mutter nahm die schlimme Nachricht mit größerer Fassung auf als Johannes. „Ich komme schon durch“, sagte sie energisch. „Du besuchst die Universität, und wenn ich dich selbst hinbringen muß.“

Trotzdem fiel ihm der Aufbruch schwer. Aber – je näher er Tübingen kam, desto freier fühlte er sich. Die Stadt gefiel ihm gleich, die Fachwerkhäuser, die Gassen, das massige Schloß mit dem Löwentor, das Rathaus und das Stift nahe dem Neckar. Dort konnte er billig wohnen und essen. Das Stipendium war nicht hoch, aber er würde schon damit auskommen.

Von den Lehrern und dem Rektor fühlte er sich freundlich aufgenommen. Matthias Hafenreffer, Professor für Theologie, und Michael Mästlin, Professor für Astronomie und Mathematik, begeisterten ihn. Noch nie hatte ihm das Lernen so viel Freude bereitet. In den meisten Fächern erhielt er die besten Noten, in Ethik, in der Denklehre, in Griechisch, Hebräisch, Astronomie, Physik. Nur die Predigten wollten ihm nicht recht gelingen, obgleich er sich mit ihnen besondere Mühe gab.

Philosophie und Dichtkunst fesselten ihn. Schreiben, Dichten, das war eine Lust, auch Schauspielen. Es gab so viel zu erleben. Die Welt war schön, das Leben nicht mehr so eingeeengt wie in Maulbronn und Adelberg.

Oft saß er bis zum späten Abend in der Bibliothek, am liebsten an dem kleinen Tisch in der tiefen Fensternische. Ein Stück Himmel konnte er da sehen, die Sterne, hin und wieder einen Planeten und den Mond. Sie alle wanderten langsam, aber stetig an seinem Fenster vorüber.



Die Planeten bewegten sich auf eine merkwürdige Weise. Sie zogen bald nach Osten, bald nach Westen, und dann wieder schienen sie stillzustehen.

„Sie ziehen Schleifen“, hatte Mästlin gesagt. „Sie laufen nicht einfach auf einer Kreisbahn, sondern, wie der Grieche Ptolemäus vor eintausendfünfhundert Jahren lehrte, in Kreisen auf der Kreisbahn.“ Mästlin hatte sich geräuspert und dann hinzugefügt: „Es gibt auch eine einfache Erklärung. Aber dann müßte man annehmen, daß die Erde sich bewegt, wie es vor siebzig Jahren Nicolaus Copernicus in Italien behauptet hat.“

Johannes hatte gelacht wie die andern. Verrückt, dieser Nicolaus Copernicus und seine Idee, daß die Erde um sich selbst und um die Sonne herumliefe. Tagelang hatten sie sich amüsiert und Witze gerissen. „Spring nur richtig hoch, hüpf, hüpf, hüpf, und du kannst über die ganze Erde reisen, indem sie unter deinen Füßen wegrutscht.“

Aber so einfach war es doch nicht.

„Wenn ihr auf einem Schiff hochspringt“, hatte Mästlin gesagt, „gleitet es doch auch nicht unter euch fort, denn ihr habt teil an der Bewegung.“

Wer hatte denn nun recht, Ptolemäus oder Copernicus? Diese Frage ließ Johannes keine Ruhe. Wenn Copernicus die Planetenbewegung einfacher erklären konnte, warum sollte man ihn nicht ernst nehmen?

Mästlin hatte ihn zur Seite genommen. „Unser Weltbild ist das ptolemäische. Wir nehmen das copernicanische nur zur Kenntnis. Sei zufrieden, daß ich es überhaupt erwähnt habe.“ Mehr konnte Johannes von Mästlin nicht erfahren. War da noch etwas anderes im Spiel?

Johannes wollte genau Bescheid wissen. Abend für Abend studierte er die Schriften von Ptolemäus und Copernicus. Gründe und Gegenstände bewegten seine Gedanken. Manchmal glaubte

er verrückt zu werden. Die Sterne tanzten ihm vor den Augen. Drehten sie sich nun um ihn oder er sich um sie?

Die klare Sprache Copernicus' begeisterte ihn, die Sehnsucht nach Harmonie und Einfachheit, der Wunsch, die Bewegungen der Planeten und Sterne so zu sehen, wie sie wirklich waren. Und Copernicus führte Beispiele an, die das Verrückte gar nicht mehr so verrückt erscheinen ließen.

Unmerklich wanderte der Mond über den Himmel. Für das Auge schien er fest zu stehen. Aber die Wolken, die an ihm vorüberflogen, sie täuschten die Augen. Es sah wirklich so aus, als ob der Mond durch die Wolken flog.

Und erst auf dem Schiff! Johannes lud seinen Freund Maximilian Köllin zu einer Bootsfahrt ein. Sie trieben auf dem Neckar. Das Ufer wanderte vorüber, das Boot dagegen schien stillzustehen.

„Ha!“ rief Köllin. „Das ist doch Unsinn. Du weißt genau wie ich, daß wir mit dem Kahn stromabwärts treiben.“

Er lachte mächtig, aber Johannes antwortete: „Natürlich weiß ich, daß das Ufer fest steht. Doch die Augen sehen es anders.“

Schließlich der Spaß mit der Kerze. Köllin wollte es erst nicht begreifen. Ob er nun um die Kerze herum lief oder sie um sich herumführte – immer liefen die Schatten an der Wand entlang.

Ebenso konnte der Lauf der Sterne am Himmel eine Täuschung sein! Die Sterne würden auch dann bewegt erscheinen, wenn sie stillstünden und nur die Erde sich bewegte.

Aber niemand spürte die Bewegung der Erde, dieser riesigen Kugel mit all den Bäumen und Häusern, Bergen und Meeren, Tieren und Menschen.

Wo lag die Wahrheit? Wie war der Himmel beschaffen? Johannes fuhr sich über seinen flaumigen Bart. Wie?

Die Kerze flackerte. Er schloß das Fenster. Die Nacht war still. Aus dem Schlafsaal hörte er vielfaches Schnarchen. Er gähnte.

Die Turmuhr schlug elfmal. Es knackte in den Regalen, in denen die schweren Bücher standen. Das Licht der Kerze und der Schein des Mondes erhellten nur einen Teil des Raumes.

Ptolemäus hatte gute Gründe für sein Weltbild. Alles, was man sah, sprach dafür. Man sah, daß die Sonne, die Planeten und alle Sterne um die Erde wanderten, man konnte ihren Lauf verfolgen. Ptolemäus' Astronomie erklärte auf sinnvolle Weise den Lauf der Planeten. Nach seiner Astronomie hatten jüdische, arabische und christliche Astronomen im 13. Jahrhundert Sterntafeln aufgestellt, nach denen die Örter der Sonne, des Mondes und der Planeten berechnet wurden. Diese Sterntafeln geleiteten die Seefahrer seit vielen hundert Jahren sicher über die Meere.

Aber nicht in jedem Falle stimmte die Angabe der Sternörter mit dem Stand der Sterne überein. Der Julianische Kalender wich inzwischen sogar um 10 Tage vom tatsächlichen Stand der Sonne ab. Papst Gregor hatte deshalb eine Kalenderreform angeordnet, aber sie war nur in den katholischen Ländern befolgt worden. Die Katholischen feierten jetzt Ostern, Pfingsten und Weihnachten an anderen Tagen. Warum hielten die Protestanten an dem alten Kalender fest?

Fragen über Fragen. Johannes entdeckte die Sternkarten von Erasmus Reinhold, die erst vor einigen Jahrzehnten angefertigt worden waren. Sie sollten genauer sein, und Reinhold hatte sie nach der Astronomie des Copernicus aufgestellt. Also war das copernicanische System doch leistungsfähiger?

Aber die Kritiker sagten, es böte nur eine bessere Grundlage für die Berechnungen, ein Beweis für eine Bewegung der Erde wäre es nicht.

Fünfzig Jahre war Copernicus schon tot. Auch sein Schüler und Freund Joachim Rheticus lebte nicht mehr. Nur wenige kannten die Astronomie von Copernicus, und niemand hielt sie für richtig.

Johannes schloß die Augen. Plötzlich erschien ihm die Welt unendlich weit, die Erde war nur ein Punkt und er selbst ein Nichts. Aber war nicht das Kleinste mit dem Großen auf geheimnisvolle Weise verbunden?

Er sah die Kerze flackern und hörte Schritte. Ein Schatten bewegte sich an der Wand. Eine Uhr schlug. Johannes zählte bis zwölf. Gespensterstunde. Gab es wirklich Gespenster? War der Schatten ein Gespenst?

Unsinn, sagte er sich. Gespenster konnten gar keine Schatten werfen, sie sollten ja durchsichtig sein. Doch er wagte nicht, sich umzudrehen. Wenn man sich bewegte, sollten die Gespenster einem das Genick brechen.

Der Schatten kam näher und wuchs bis unter das Gewölbe. Johannes hielt den Atem an. Er wollte aufspringen, saß wie gelähmt. Aber dann erlöste ihn die Stimme von Mästlin. „So spät noch auf, Johannes? Um vier Uhr ist die Nacht vorbei. Deinen Eifer in Ehren, aber Schlaf muß sein.“

Johannes stieß die Luft aus, wischte sich über seine schweißnasse Stirn. „Hab ich mich erschrocken“, preßte er hervor. „Ich fürchtete, du wärst ein Gespenst.“

„Hast du schon mal eins gesehen?“ fragte Mästlin und lachte.

„Aber sogar gelehrte Männer behaupten . . .“

„Wissen schützt vor Torheit nicht“, unterbrach ihn Mästlin. „Ich fürchte nur die Gespenster, die Haut und Knochen haben. Davon gibt es leider mehr als genug.“

Damit meint er sicher einige von seinen Kollegen, dachte Johannes, während Mästlin die Bücher in die Hand nahm und eins nach dem anderen zuschlug.

„Ptolemäus und Copernicus“, brummte er. „Wer zu tief in den Brunnen der Weisheit schaut, fällt manchmal hinein.“

„Wer hat recht?“ fragte Johannes. Seine Augen suchten flehend den Blick Mästlins.

„Bist ein hartnäckiger Bursche“, antwortete Mästlin und strich seinen kräftigen Bart. „Was ich dir jetzt sage, bleibt unter uns. Ich glaube schon, daß die Astronomie von Copernicus viel Wahres enthält. Aber sie ist nicht erwiesen und nicht anerkannt. Die Theologen halten sie außerdem für unvereinbar mit unserem Weltbild: die Erde in der Weltmitte als Wohnsitz der Menschen, der Himmel darüber mit unserem Gott und den Seligen. Wenn die Erde aber um die Sonne herumläuft und sich dabei um sich selbst dreht, wo bleibt da der göttliche Himmel?“

Johannes warf die Decke von seinen Schultern und stand auf. „Copernicus hat gesagt, die Theologen haben kein Recht, zu bestimmen, was die Astronomen denken dürfen.“

„Kurz vor seinem Tode“, antwortete Mästlin. „Er war ein mutiger, aber auch vorsichtiger Mann. Vergiß das nicht.“

Johannes legte sich ins Bett und zog die Decken dicht unter das Kinn. Einige Augenblicke störte ihn das Schnarchen und Prusten seiner Kommilitonen, doch dann folgten ihm die Gedanken.

Die scheinbare Bewegung der Planeten muß nicht die wirkliche sein. Für Copernicus sprach der klare Aufbau des Himmels mit der lebenspendenden Sonne in der Mitte und dem Lauf der Planeten wie der Erde um sie herum.

Die Erde mußte nicht in der Mitte stehen, wie Ptolemäus behauptete. Überall, wo man um sich blickte, ob in Rom oder in Kraków, sah man den Horizont gleich weit entfernt.

Die Erde mußte nicht auseinanderfliegen, wenn sie sich um sich selbst drehte. Viel eher mußte dann der größere Himmel auseinanderfliegen, wenn er sich an einem Tag um die Erde drehen sollte.

Johannes spürte Aufregung und Müdigkeit zugleich. Er drehte sich auf die Seite. Wenn man auf dem Mond stehen könnte, würde man sehen, wie sich die Erde um den Mond bewegte.

Auf die Sonne müßte man sich versetzen. Von der Sonne würde

man sehen, wie die Planeten herumliefen: Merkur, Venus, die Erde mit ihrem Mond, Mars, Jupiter, Saturn.

Und doch war es unvorstellbar, daß die Erde, dieser gewaltige Körper, sich einmal am Tage um sich selbst drehen sollte. Eine Geschwindigkeit, die kein Vogel erreichte, in einer Stunde viele hundert Meilen. Dazu der Lauf um die Sonne, ein unglaublich weiter Weg in einem Jahr. Seit undenklichen Zeiten, gleichmäßig wie ein Uhrwerk, zuverlässig, wunderbar in seiner Harmonie.

Eine tiefe Sehnsucht erfüllte Johannes. Könnte er doch mehr Beweise für Copernicus finden. Katholiken und Protestanten waren einander spinnefeind, nur gegen Copernicus waren sie sich einig.

Johannes schien es, als wenn sich sein Bett erhöbe und mit ihm durch den Saal und durchs Fenster in die tiefe Nacht hinausflöge. Er fürchtete sich, den Kopf zu drehen, doch er mußte zur Erde zurückschauen. Da löste sich alles um ihn herum wie in einem dichten Nebel auf.

8.

Anfangs war Johannes die Studienzeit endlos erschienen, aber bald vergingen ihm die Monate und Jahre viel zu schnell. Er freute sich auf jeden Tag; die Welt war so wunderbar wie die verschiedenen Ansichten darüber.

Ihn begeisterte der scharfsinnige Platon des alten Griechenlands, nach dem die fünf regelmäßigen Körper benannt wurden und für den die sinnlichen Dinge nur Schattenbilder ewiger Ideen sein sollten. Doch dann überzeugte ihn Aristoteles, der bedeutende griechische Philosoph, der die Erfahrung als Grundlage für das Wissen ansah. Bestätigt sah er sich durch Nikolaus von Cusa, der die Beobachtung der Natur forderte. Diesen Gelehrten, der Kardinal gewesen war, bewunderte Johannes nicht nur, weil

er für die Vereinigung der verschiedenen Religionen und den Frieden in der Welt eingetreten war, sondern auch deshalb, weil er noch vor Copernicus die Bewegung der Erde angenommen hatte. Am höchsten schätzte Johannes die Gelehrten, die ihre Ansichten nicht als letzte Weisheiten verkündet hatten und ihn zu eigenen Gedanken anregten. Die Rätsel der Welt waren den Menschen doch nicht mit einem Male offenbart worden. Welch ein Glück, sonst würde man ja vor Langeweile sterben. Neues zu entdecken und zu ersinnen war viel reizvoller als alles schon zu wissen.

Nach und nach erprobte Johannes seine Kraft, selbständig zu denken. Seine Gedanken wurden schärfer, sein Urteil klarer. Aber es fiel ihm schwer, anderen seine Ansichten zu erklären; dauernd schossen ihm neue Gedanken durch den Kopf, denen er nachgehen wollte, nur zu leicht verlor er den Faden und wurde weit-schweifig.

Manchmal riß ihn seine Phantasie weit fort, ließ ihn über Ozeane und Kontinente fliegen. Ja sogar von einer Reise zum Mond träumte er, stellte sich vor, was er da erleben und wie von dort die Erde aussehen würde.

Seine Lehrer waren mit seinen Leistungen zufrieden, und im August 1591 bestand er das Magister-Examen als Zweitbester von vierzehn Kandidaten. Nun war sein Weg frei für die geistliche Laufbahn. In drei Jahren würde er das theologische Examen ablegen und eine Stelle als Pfarrer übernehmen. Darauf freute er sich. Er würde seiner Gemeinde keine langweiligen Predigten halten, er kannte das Leben der Bauern und Handwerker und würde schon die richtigen Worte finden.

Schließlich war er kein Mucker. Er saß nicht immer nur in der Bibliothek, sondern er ging auf die Kirmes, riskierte ein Spielchen und schaute den Mädchen nach. O ja, das zarte Geschlecht liebte er sehr. Nur daß er den meisten Mädchen noch zu jung war. Sie

ließen mit sich scherzen, aber sie nahmen ihn zu seinem Kummer nicht ernst. Zu gern hätte er einmal die Arme um einen Rücken gelegt, nicht wie beim Tanz unter aller Augen, sondern wo es ganz still war. Er versäumte keinen Ausgang und war auf dem Heimweg immer unter den letzten. Eines Abends versäumte er die rechtzeitige Rückkehr ins Internat. Drei Tage Karzer waren ihm sicher, verdientermaßen, aber er hatte keine Angst davor. Er kannte das „Loch“, wie man es nannte, den Tisch, den Hocker und die Fensterbank, in die viele Namen eingeschnitzt worden waren, darunter auch die seiner besten Lehrer, Hafenreffer, Mästlin, Bucher, Planer.

So verging ein Jahr nach dem anderen. Johannes merkte wenig davon, daß nicht alle Lehrer mit ihm einverstanden waren. Einige fanden ihn zu vorwitzig, manchmal sogar anmaßend. Er war kein Schüler, der nur den vorgegebenen Lehren folgte, sondern er scheute nicht davor zurück, ihnen zu widersprechen. Am stärksten verübelten sie ihm seinen Einspruch gegen einen Glaubensartikel der Konkordienformel, die für alle Theologen verbindlich war. Darin wurde die evangelisch-lutherische Konfession für die einzig richtige erklärt; alle anderen Konfessionen wurden verurteilt. Johannes Kepler weigerte sich sogar, die Konkordienformel zu unterschreiben.

Und nicht genug damit, bekannte sich dieser Magister auch noch zu den Lehren des Copernicus, die schon Martin Luther für verrückt erklärt hatte. Außerdem trat er für den päpstlichen Kalender ein, als wenn er ein verschlagener Katholik wäre. Taugte solch ein Mann für das hohe geistliche Amt?

Mästlin und Hafenreffer verteidigten ihn im Senat. Sie lobten Johannes' Selbständigkeit und hielten seine eigenwilligen Ansichten für verzeihlich. Schließlich war er einer der besten Studenten.

Das wollte ihm niemand abstreiten. Aber ein Pfarrer mußte vor

allem die Konkordienformel unterschreiben, sonst stellte er sich außerhalb der lutherischen Kirche. Der Streit ging hin und her.

Da bat die Stiftsschule in Graz die Universität Tübingen um einen Lehrer für Astronomie und Mathematik. Und der Senat bestimmte Johannes Kepler. In dieser Stellung konnte er seine abwegigen Ansichten nicht verbreiten.

Nun kam es zwar öfter vor, daß evangelische Schulen in anderen Ländern die führende Universität Tübingen um Absolventen bat, aber Johannes fühlte sich abgeschoben. Sollte er sich sträuben? – Doch er wußte, daß es wenig Sinn hatte; er war Stipendiat. Sogar Mästlin riet ihm zu. „Die Steiermark soll wunderschön sein“, tröstete er, „und die Landstände sind reich“, fügte er hinzu.

„Ein Lehramt ist halt wenig geachtet.“ Kepler sah auf die dunklen Dielen. „Graz ist sehr weit weg von Württemberg. Bin auch gar nicht darauf vorbereitet; Astronomie, Mathematik.“

„Allemal“, beruhigte ihn Mästlin. „Du kannst alles, was du brauchst. Und sollte dir wirklich etwas fehlen, so weißt du, wie du es dir aneignest.“ Johannes dankte Mästlin, wandte sich um und verließ schnell das Zimmer.

Nun noch zu Hafentreffer. Johannes eilte über den Flur. Alle anderen berührten sein Herz nicht so sehr.

Der Professor erhob sich von seinem Stuhl und ergriff Keplers Hände. „Du kannst vielleicht später einmal dein Studium beenden, Johannes, das Examen nachholen.“ Hafentreffer bemühte sich vergeblich, seinem traurigen Gesicht ein heiteres Aussehen zu geben. „Wichtiger als alles aber ist, daß du fest im evangelischen Glauben wirst.“ Er unterbrach sich, als Johannes unwillig die Stirn runzelte, und fuhr dann eindringlich fort:

„Die Papisten sind stark in Österreich. Die Jesuiten haben in Graz eine Schule eingerichtet, größer als die Universität. – Unsere Stiftsschule hat einen schweren Stand.“

Warum schicken sie dann mich, der ich angeblich keinen festen Glauben habe? dachte Johannes, aber er sagte nichts mehr. Die Würfel waren gefallen. Hafenreffers Worte erleichterten ihm den Abschied. Seltsam, daß jeder in Württemberg genau wußte, wo ihn in Österreich erwartete.

Der Rektor lächelte gönnerhaft. „Du kannst stolz darauf sein, daß wir dich ausgewählt haben, Johannes Kepler. Wir haben wichtige Aufgaben in Österreich. Erzherzog Ferdinand ist ein fanatischer Katholik. Er soll der Mutter Gottes gelobt haben, alle Evangelischen in seinen Landen zu bekehren oder zu vertreiben. Du sollst mithelfen, daß ganz Österreich bald evangelisch sein wird. Glück auf den Weg, Johannes.“

Mit den vielen guten Wünschen hätte Johannes den Wagen vollpacken können, mit dem er nach Graz fuhr, aber er war traurig. An der Grenze wäre er am liebsten umgekehrt, doch dann piff er ein Lied und trieb das Pferd an.

Der Föhn hatte die Wege ausgetrocknet. Die Hufe und Räder wirbelten Staubwolken in die Luft. Auf den Feldern gingen Bauern hintern ihren Pflügen oder schritten leicht über das Feld und streuten in weitem Bogen Körner aus.

Als er die Donau erreichte, zügelte Johannes das Pferd. Breit und mächtig strömte sie dahin. Der Wagen rumpelte auf einer Brücke, die kein Ende zu nehmen schien. Eine kühle Brise wehte über den Fluß. Als sie das andere Ufer erreichten, stieß Johannes erleichtert die Luft aus. Wasser war ihm unheimlich.

Auf der Fahrt nach Salzburg sah Johannes die Berge. Immer wieder ließ er die Augen über die sanften Hänge schweifen, über Wiesen und Wälder bis hinauf zu den bizarren Felsen. Auf ihren Spitzen glitzerte Schnee, Wolken zogen darüber hin. Die Bäche stürzten weißschäumend über riesige Steine und wildes Geröll.

Abends im Gasthof kostete er unbekannte Gerichte und Weinsorten. Er hörte die Bauern kühne Reden führen. „Evangelisch

sind wir geworden, grad wie unsere Herren vom Ritterstande, aber schuftun dürfen wir nun für zwei. Solange Erzherzog Ferdinand die Papisten schützt, müssen wir weiter für deren Klöster und Priester fronen und Steuern zahlen.“

Johannes wußte, daß in Österreich die katholische Kirche noch ihre alten Rechte und Besitztümer besaß, riesige Ländereien, Wälder, Klöster, Kirchen, Schulen. Die Evangelischen waren nur erst geduldet, aber sie hatten die meisten Bürger und Ritter der Landstände gewonnen.

„Wir werden mit unseren Herren eine andere Sprache sprechen müssen!“ sagten die Bauern, und Johannes sah, daß in den Dorfschmieden Spieße und Schwerter geschmiedet wurden.

Da hat man mich in ein richtiges Wespennest geschickt, dachte Johannes beunruhigt. Nur in den Städten bemerkte er keine solchen Zeichen.

Graz lag in einem weiten Tal und war von schneebedeckten Bergen umgeben. Starke Mauern sicherten die Stadt. Sie stieg von der Mur zu einem mächtigen Felsen auf, den das Schloß wie eine Krone zierte.

Der Rektor des Gymnasiums, Papius, begrüßte Johannes wie einen alten Bekannten: „Na, da bist du ja.“ Er reichte Johannes einen silbernen Becher und trank ihm zu. „Unser lieber Pastor Wilhelm Zimmermann wird dich mit allem bekannt machen. Du wirst in den höheren Klassen unterrichten, als Landschaftsmathematiker Kalender anfertigen und sicher bald die Probezeit bestanden haben.“

Sie wollten ihn also erst einmal beschnuppern. Das war verständlich und ärgerlich zugleich.

Zimmermann besänftigte Johannes. „In zwei Monaten gehörst du endgültig zu uns. Wir haben keine andere Wahl, und außerdem“, er klopfte ihm wohlwollend auf die Schulter, „bist du ein Schüler Mästlins.“

Zimmermanns Augen leuchteten stolz, er war mit Mästlin befreundet. „Für mich gehörst du schon jetzt hierher.“

Als Kalendermacher war er Angestellter der Landstände und hatte sich bei Hauptmann Sigismund Friedrich von Herberstein vorzustellen. Dieser sah mit gemischten Gefühlen auf den schwächlichen neuen Landschaftsmathematiker herab.

„Reiten kannst du, Kepler?“ fragte er zweifelnd.

„Das ist ein Vorzug meines leichten Körpers“, antwortete Johannes. „Das Pferd spürt mich kaum.“

Von Herberstein brach in Lachen aus. „Witz hast du, das ist schon wichtig für einen guten Reiter.“ Er drückte Johannes' Hand, als wollte er sie in Mus verwandeln.

Sein Gesicht wurde ernst. „Leute mit Witz können wir gebrauchen. Unser Land ist in Gefahr. Die Papisten greifen uns an. Erzherzog Ferdinand will die Rechte unserer Landstände brechen. Uns aber muß das Land ...“ Er unterbrach sich und fuhr heiter fort: „Von den Sternen verstehst du genug? Unsere Leute wollen wissen, wie das Wetter wird und wann wir die Türken zurückschlagen müssen. Wir brauchen jedes Jahr einen Kalender von dir.“

„Schickt nur die Philosophen ins Feld. Wenn die Türken ihr Gewäsch hören, werden sie ohne einen Schuß die Flucht ergreifen“, entgegnete Johannes trocken.

Von Herberstein stutzte einen Augenblick, dann schlug er sich auf die Schenkel und brüllte vor Lachen. „Die Philosophen, das ist gut. Mann, Kepler, wenn Er nun noch saufen kann, dann ist Er hier richtig.“

Laß mich doch nicht lumpen, dachte Johannes und trank den dargebotenen Pokal mit einem Zug leer. Graz gefiel ihm.

Er wußte nicht mehr, wie er aus dem Landschaftshaus herausgekommen war. „He, hopp“, sagte er bei jedem Schritt. „In welchem Gasthof war ich bloß abgestiegen?“

„Sucht er etwas, der Herr?“ hörte er da eine Stimme über sich.

„Wer seid Ihr denn?“ fragte Kepler und stützte die Hände an die Hauswand, während er zum Fenster emporsah.

„Ja mei, ich bin der Arzt Johann Oberndorffer, wenn ich bitten darf. Und der Herr?“

„Ich bin auch ein Johann“, antwortete Kepler, „ein Johannes aus Weil der Stadt.“

„So, aus einer Stadt. Die kenn ich nicht. Bleiben Sie hier, Graz ist bestimmt schöner.“

„Graz?“ fragte Johannes. „Graz kenn ich nicht. Hab noch nie davon gehört.“

„Ja mei, Sie sind ein Witzbold. Aber ich werd Sie mal reinholen, Johannes. Sie gefallen mir. Schon wegen des Namens müssen wir uns kennenlernen, gelt?“

Johannes lebte sich schnell ein. Er fand überall Aufnahme in Graz, und mit Oberndorffer war er bald befreundet. „Heiraten solltest“, sagte der eines Tages. „Ich weiß da eine hübsche Witwe mit vielen Talern und Grundbesitz – Barbara von Mühleck.“

Oberndorffer blinzelte aus kleinen Augen. „Reiche Familie“, fuhr er fort. „Wenn auch ziemlich eingebildet, Mühlenbesitzer in Gössendorf, geadelt wegen ...“ Er rieb Daumen und Zeigefinger aneinander. „Hat sich’s was kosten lassen, der Alte.“

Johannes war neugierig geworden und fuhr mit Oberndorffer zu dem Gutshof des Müllers von Mühleck.

Ein grobschlächtiger Mann stand in der Tür, als trüge er einen Sack Mehl vor dem Bauch. „Soso“, sagte er von oben herab. „Einen Schulmeister bringt der Oberndorffer mir ins Haus.“ Er betrachtete Kepler wie der Kater eine Spitzmaus.

Barbara sagte wenig. Ihre Augen blickten neugierig vom Vater zum Arzt und zu Kepler.

Auf dem Heimweg sagte Johannes: „Sieht ein bißchen einfältig und verschüchtert aus, die Barbara. Aber Liebreiz hat sie“, lenkte er ein. „Nur der Vater und ihr Bruder, das sind mir rechte Dummkerle.“

„Ja mei“, antwortete Oberndorffer und schnalzte mit der Zunge, „heiratest ja die Barbara und nicht die Dummkerle.“ Oberndorffer zog eine Flasche aus der Arzttasche. „Trink einen Schluck.“

Die Pferde trabten, und der Wagen schwankte auf dem abschüssigen Weg. „Reich sind sie, die Mühlecks. Da winkt eine fette Mitgift. Wenn sie nur nicht so geizig wären.“ Oberndorffer schwang die Peitsche. „Doch wenn du willst, mach ich den Brautwerber.“

9.

In den ersten Monaten kam Johannes kaum zur Besinnung. Die Heiratspläne, der Unterricht, der Kalender und die neue Umgebung beschäftigten ihn von früh bis spät. Barbara hatte sein Herz entflammt, auch ihr Töchterchen Regina mochte er. Doch der Müller sah auf ihn herab. Ein Schulmeister war in seinen Augen ein armer Schlucker. Ein Pfarramt hätte er haben oder aus einer reichen und vornehmen Familie stammen müssen. Oberndorffer hatte für Johannes geworben, aber die Antwort stand noch aus.

Der Unterricht strengte Johannes nicht an, aber er bereitete ihm auch wenig Freude. Die Söhne der Landadligen interessierten sich für Pferde und Jagden, aber nicht für Mathematik. Mathematik war ein Wahlfach, und schließlich kamen nur noch sieben Schüler, Söhne von Kaufleuten und Handwerkern.

Die Arbeit am Kalender hatte er ziemlich unlustig begonnen, doch dann fand er Gefallen an der neuen Aufgabe. Er berechnete

die Stellung der Planeten und Tierkreise für jeden Monat, den Auf- und Untergang der Sonne und des Mondes, die Zeiten für Saat und Ernte, und er zerbrach sich den Kopf mit den Voraussagen für das Wetter und kommende Ereignisse.

Schließlich war er kein Prophet, und aus der Stellung der Gestirne ließ sich nicht einfach die Zukunft ablesen. Da half nur, sich gut im Lande umzusehen und zu hören, was die Bauern, die Handwerker, die Herrn vom Ritterstand, die Hofleute erzählten.

Schließlich wagte Johannes drei Voraussagen: Kämpfe mit den Türken, Unruhen unter den Bauern und große Kälte im Winter. Er war selbst gespannt, ob er die Spurenzeichen der Zeit richtig verstanden hatte, und freute sich, als die vorausgesagten Ereignisse eintrafen.

Was den Leuten so wunderbar erschien, hätte Johannes aus natürlichen Ursachen erklären können. Aber davon wollte niemand etwas hören. Jeder glaubte, daß er alles aus den Sternen wüßte. Selbst seine Freunde staunten.

„Ein Wunder war's immer, wenn ein Kalendermacher mal eine einzige Sache richtig vorausgesagt hatte“, meinte Oberndorffer, „aber bei dir sind es gleich drei Dinge, die eingetroffen sind. Zum Schluß auch noch diese Saukälte.“ Der Arzt, der gerade von einem Krankenbesuch zurückgekehrt war, rieb seine rotgefrorene Nase und lehnte sich an den Ofen. „Ganz Graz spricht von nichts anderem.“ Er nahm seiner Frau den Becher mit Glühwein ab und umschloß ihn mit beiden Händen.

„Ein bißchen Glück habe ich gehabt“, antwortete Johannes. „Mit den Sternen ist das so: Wenn es gelingt, glaubt man dran, wenn nicht, war's halt ein Irrtum. Daß die Bauern unzufrieden waren, hast du doch auch gewußt, Johann, kommst ja mehr über Land als ich. Schlimm dran sind sie mit den Abgaben und Leistungen für die Kirche und die Grafen und Barone.“

Johannes ließ sich nachschenken und fuhr fort: „Daß die Türken angreifen würden? – Die Festungen wurden doch nicht ohne Grund ausgebaut. Und mit dem Winter, das hab ich mir so gedacht. Die Sterne standen wirklich nicht gut.“ Kepler sah Frau Oberndorffer an und lächelte.

„Mir können Sie kein X für ein U vormachen, Kepler. Ist schon gut so. Ihr Geheimnis könnte mir ohnehin nichts nützen, denn mit den Sternen kenn ich mich nicht aus.“

„Der Kepler ist halt zu bescheiden“, ergänzte Oberndorffer die Worte seiner Frau. „Du hast Aufsehen erregt, meine ich. Und die Landstände, die halten große Stücke auf dich.“ Oberndorffer nieste herzhaft. „Diese Kälte, diese elende“, fluchte er und schneuzte sich die Nase.

„Können Sie denn auch für sich selbst die Zukunft erkennen?“ fragte Katharina Oberndorffer.

„Das kann ja sogar ich“, warf Oberndorffer ein. „Oder meinst du, Müller von Mühleck ist so deppert, sich einen solchen Schwiegersohn zu verscherzen?“

Am Abend hüllte sich Johannes in dicke Decken und schrieb mit steifen Fingern an Mästlin: „Der Kalender war ein Glückstreffer. Die Bauern an der Enns sind aufgestanden. Es herrscht eine unerhörte Kälte. Auf den Sennen der Alpen sterben viele. Manchen geht, wenn sie zu Hause angelangt sind, beim Schneuzen die Nase weg. Die in der Kälte erstarrten Glieder verfaulen.

Die Türken haben die ganze Gegend unterhalb Wiens bis Neustadt durch Brandschatzung verwüstet, Menschen und Beute fortgeschleppt ...“

Auf einmal wollten alle Leute Johannes Kepler kennen. Kaum trat er aus der Tür, schon zog jemand den Hut oder rief ihm einen freundlichen Gruß entgegen.

Standen mehrere Grazer beisammen, vergaßen sie ihre Ge-

spräche und redeten einige Minuten mit wichtiger Miene über den neuen Kalendermacher. „Das ist ein Sterndeuter“, hieß es dann, „Fürsten und Könige werden sich noch um ihn reißen.“

Barbara von Mühleck hörte es gern, wenn die Leute so über Johannes Kepler sprachen. Sie sehnte sich nach ihm und drängte ihren Vater, seine Zustimmung zu der Heirat zu geben. Doch der zögerte.

Nach dem grimmigen Winter war die Wiederkehr der Sonne wie ein Wunder. Copernicus hatte sie den allen sichtbaren Gott genannt, weil sie die Planeten regierte. Vor dem Schlafen, auf dem Weg zur Schule, während des Unterrichts, immer versuchte sich Johannes vorzustellen, wie der Himmel wohl beschaffen sein mochte.

Wenn er plötzlich wie abwesend durch die weit geöffneten Fenster auf die blühenden Linden sah, stießen sich seine Schüler an und tuschelten.

Zwei Tage waren es noch bis zur Sonnenwende. Die Luft flimmerte unter der Hitze. Johannes stellte sich vor, er schaue von der Sonne auf die Planeten: die Venus, den Mars, den Merkur, den Jupiter, den Saturn. Jeder Planet, den die Sonne wie an unsichtbaren Ketten um sich herumführte, hielt einen anderen Abstand zu ihr ein.

Wie waren sie angeordnet? Welcher Bauplan lag dem Kosmos zugrunde?

Johannes hatte immer wieder die Abstände der Planeten untereinander verglichen. Vielleicht war eine Planetenbahn zwei-, drei- oder viermal so groß wie eine andere. Doch so viele Berechnungen er auch anstellte, es ergab sich keine vernünftige Folge von Verhältniszahlen. Den ganzen Sommer über hatte er vergeblich gerechnet und probiert.

Er wollte einfach nicht glauben, daß die gewaltigen Körper

irgendwie beliebig um die Sonne herumlaufen. Oft hatte er Gott schon gebeten, ihm Erfolg zu schenken, wenn Copernicus' Weltbild richtig wäre.

Johannes hatte das Gefühl, vor einer dünnen Wand zu stehen, hinter der das Geheimnis des Weltbaus verborgen war. Immer wieder war er dagegen angerannt, mit Rechnungen und phantastischen Vorstellungen, bis der Kopf schmerzte und die Augen brannten. Aber die Wand blieb undurchdringlich.

Sonnenstrahlen fielen durch die Fenster. Johannes starrte auf die Tafel, auf das Dreieck, in das hinein er einen Kreis gezeichnet hatte. Als er jetzt noch einen Kreis um das Dreieck herumzog, stutzte er. Könnte nicht der Abstand der beiden Kreise im Großen dem Abstand des Saturns vom Jupiter entsprechen?

Johannes vergaß die Schüler, zeichnete ein Quadrat, das dem Zwischenraum zwischen Jupiter und Mars entsprechen mochte. Zwischen Mars und Erde zeichnete er ein Fünfeck, zwischen Erde und Venus ein Sechseck ...

Nein, so ging es nicht, so nicht.

Vor Johannes' Augen flimmerten die Figuren, bewegten sich, erweiterten sich. Aus dem Dreieck wuchs eine Pyramide, aus dem Quadrat ein Würfel, aus acht Dreiecken das Oktaeder, aus zwölf Fünfecken das Dodekaeder und aus zwanzig Dreiecken das Ikosaeder ...

Die fünf pythagoreischen oder platonischen Körper, die regelmäßigen Polyeder! Die Wand gab nach. Johannes geriet in einen Taumel. Er glaubte, den Schlüssel zum Weltgeheimnis gefunden zu haben.

Jeder dieser Körper konnte einer Kugel so einbeschrieben werden, daß alle Ecken auf der Oberfläche der Kugel lagen; denn die fünf Polyeder waren vollkommen symmetrisch. Ebenso konnte jedes Polyeder von einer Kugel so umschrieben werden, daß diese jede Seite in ihrem Mittelpunkt berührte.

War das nicht ein Zeichen? Die Zahl der Polyeder war auf fünf beschränkt. Fünf vollkommene Körper – und fünf planetare Zwischenräume!

Die Planeten mußten so im Raum kreisen, daß die fünf Polyeder genau in die Zwischenräume paßten wie ein unsichtbares Skelett oder Gerüst. Der Würfel zwischen Saturn und Jupiter, das Tetraeder zwischen Jupiter und Mars, das Dodekaeder zwischen Mars und Erde, das Ikosaeder zwischen Erde und Venus, das Oktaeder zwischen Venus und Merkur ...

Die Wand löste sich auf. Die Anordnung der Planeten mußte mit den copernicanischen Planetenbahnen übereinstimmen. Jetzt mußten die Rechnungen aufgehen.

Johannes sah seine Schüler wie aus tiefen Nebelräumen auftauchen. Sie litten unter der Hitze und dösten vor sich hin.

Träumt nur, dachte er fröhlich. Nichts ist wichtiger als Träumen. Viele tausend Jahre hatten die Menschen das Weltgeheimnis zu enträtseln versucht. Johannes Kepler mußte kommen, um die Wahrheit zu entdecken, die Schönheit der Schöpfung zu beschreiben.

Johannes trieb das Pferd an. „Hü, alte Mähre, spute dich, ich will nach Hause.“

Dem Rektor der Schule hatte die Idee vom Aufbau des Sonnensystems gefallen, und er hatte Johannes zwei Monate Urlaub gewährt.

In der Satteltasche lag das dicke Manuskript, das er in den letzten Monaten ausgearbeitet hatte und nun in Tübingen drucken lassen wollte. „Mysterium Cosmographicum“ – Das Weltgeheimnis – sollte das Buch heißen.

Er freute sich auf die Heimat. Die Mutter würde glücklich sein, und Mästlin würde staunen.

Jetzt mochten sie gegen Copernicus streiten. Johannes lachte

vor sich hin. Er, den sie fortgeschickt hatten, konnte ihnen beweisen, daß sie im Irrtum waren. Ihr Weltbild war falsch.

Er war sich ganz sicher, daß die Sonne in der Mitte stand und die Planeten wie die Erde um sie herumliefen. Die Entfernung der Planeten voneinander aber ließ sich durch die fünf regelmäßigen Vielecke bestimmen. Nun erschien der Kosmos in einer so harmonischen Ordnung, daß wohl niemand mehr am copernicischen System zweifeln konnte.

Johannes war berauscht von seiner Idee. Vielleicht würde ihm der Senat der Universität jetzt eine Stelle in Tübingen anbieten. Er liebte diese Stadt. Barbara würde ihm bestimmt folgen. Wenn er Universitätsprofessor wäre, würde der Müller schon von seinem hohen Roß steigen.

Er ritt, solange die Sonne am Himmel stand, und sattelte beim Morgengrauen den Wallach. Endlich sah er die Türme von Leonberg, den Markt und das Elternhaus.

Seine Mutter saß auf der Bank neben der Tür. Er sprang aus dem Sattel. Die Mutter erhob sich langsam. „Ich hab auf dich gewartet“, sagte sie leise und drückte ihn lange an sich. Johannes sah sie liebevoll an. Wie klein und zart sie war.

Seine Schwester Margarete küßte ihn auf die Wange, wobei sie zu ihrem Mann schielte, der Johannes mit bärbeißigem Gesicht die Hand reichte.

Sein Bruder Christoph arbeitete in einer Zinnwerkstatt. „Siehst ein bißchen blaß aus.“ Johannes bissen die heißen Gase in die Nase. Christoph lächelte verdrießlich. „Steh du mal von morgens bis abends und gieß Teller, Becher, Löffel.“

Drei Tage später ritt Johannes nach Tübingen.

Michael Mästlin umarmte ihn. „War eine Schande, daß wir dich weschicken mußten.“ Er hielt Johannes mit ausgestreckten Armen und fuhr fort: „Dein Weltgeheimnis ist in aller Munde. Wer wagte je den Gedanken, die Zahl, die Ordnung und die Größe



der Planetenbahnen figurlich zu erfassen!“ Er wischte sich mit dem Handrücken über die Augen. „Ich bin stolz auf dich, Johannes, wahrhaftig stolz.“

Bei Tisch trafen sie Matthias Hafenreffer. „Willst uns wohl aus dem Sattel heben?“ Er rührte mürrisch in der Suppe herum. „Eine harte Nuß, dein Weltgeheimnis. Aber bewundernswert, das muß ich sagen.“

Johannes schöpfte Hoffnung, vielleicht konnte er in Tübingen eine Stelle erhalten. Wochenlang dachte er nur flüchtig an Graz, an die Stiftsschule, an Oberndorffer, Barbara und ihren Vater. Er wartete auf die Entscheidung des Senats. Sein Geldbeutel schrumpfte, aber seine Hoffnung erfüllte sich nicht.

Michael Mästlin zuckte hilflos die Schultern. „Die Senatoren bewundern deine Schrift, allein sie widerspricht ihrem Glauben.“ Er hüstelte verlegen.

„Ich bin doch nicht mit leeren Händen gekommen“, sagte Johannes enttäuscht. „Kannst du dich um den Druck meines Buches kümmern?“

„Aber gewiß doch, Johannes“, antwortete Mästlin. „Heirate die Barbara von Mühleck. In Graz hast du einen guten Namen.“ Etwas leiser fügte er hinzu: „Glaube mir, ich habe keinen leichten Stand hier, und jetzt schon gar nicht, wo ich dein Buch gelobt habe ...“ Er reichte Johannes traurig die Hand.

In seinem Zimmer fand Johannes einen Brief von Oberndorffer vor. Er las: „Pastor Zimmermann ist ärgerlich, und Regius, der neue Rektor, ist wütend, weil Du schon fünf Monate über den Urlaub fort bist. Barbara ist enttäuscht, und von Mühleck sucht einen anderen Freier. Wir vermissen Dich sehr ...“

Die Würfel waren gefallen, die engstirnigen Theologen hatten gesiegt. Er packte seine Sachen und ritt nach Leonberg. Seine Mutter machte ihm den Abschied leicht. „Ärgere dich nicht. Kannst dein Glück auch dort finden.“

Sosehr sich Johannes auch beeilt hatte, die Zeit war nicht einzuholen. Der Rektor ließ ihn seinen Zorn spüren, noch ehe er ein Wort der Entschuldigung vorbringen konnte. „Um fünf Monate hast du den Urlaub überschritten. Bist du hier zum Unterrichten oder zum Bücherschreiben angestellt?“

„Die Vorbereitungen zum Druck dauerten so lange“, rechtfertigte sich Johannes. „Das Buch ist immer noch nicht fertig. Mästlin wird sich darum kümmern.“ Er merkte, daß seine Worte den Rektor wenig beeindruckten, und verabschiedete sich.

Auch Oberndorffer war ärgerlich. „Der Müller ist außer sich. Er sucht für Barbara einen anderen Mann. Du hättest ihn und Barbara dem Gespött preisgegeben, weil du sie so lange hast warten lassen.“

„Hat nicht er mich warten und ohne Jawort ziehen lassen?“ empörte sich Johannes. Alle schienen sich gegen ihn verschworen zu haben. Doch Oberndorffer tröstete ihn. „Wenn der Müller erst dein Buch sieht, wird er einlenken. Barbara und Regina halten öhnehin zu dir.“

Am liebsten hätte Johannes dem Müller die kalte Schulter gezeigt, doch er mochte Barbara und Regina. Auch sehnte er sich nach einem eigenen Hausstand. Er hatte sich nun für Graz entschieden und wollte seßhaft werden. Barbaras Mitgift war auch nicht zu verachten. Er freute sich schon auf den Augenblick, wo der Müller sie herausgeben mußte.

Oberndorffer behielt recht. Als er erneut beim Müller vorsprach, erhielt er das Jawort.

Alle Freunde und Kollegen beglückwünschten Johannes und folgten der Einladung zur Hochzeit, die ebenso prächtig wie kostspielig wurde. Der Müller zeigte den Gästen Johannes' Buch „Mysterium Cosmographicum“ – Das Weltgeheimnis – und rief:

„Ein Hungerleider ist so ein Schulmeister, aber am Himmel kennt er sich aus, unser Johannes, wie ich mich in meiner Mühle.“

Am Abend nahm Johannes seine Frau in den Arm. Er spürte ihre Wärme und sagte: „Endlich bin ich nicht mehr allein und habe ein eigenes Zuhause. Dafür möchte ich dir danken.“

„Hab mich nur richtig lieb“, antwortete sie. „Du hast mir auf den ersten Blick gefallen.“

Als sie ihr Heim eingerichtet hatten, schickte Johannes sein Buch dem Professor für Mathematik, Galileo Galilei, nach Padua in Italien und dem Astronomen Tycho de Brahe nach Dänemark. Auf das Urteil beider legte er besonderen Wert. Galilei galt als Anhänger der copernicanischen Astronomie, und Tycho hatte den Lauf der Sterne so exakt wie keiner vor ihm beobachtet.

Galileis Antwort traf bald ein. Johannes brach das Siegel und las: „Lieber gelehrter Doktor, es wäre unhöflich, Euch nicht sofort zu danken, obgleich ich erst das Vorwort lesen konnte. Eure Absicht, für Copernicus zu streiten, gibt mir die Gewißheit, viele bewundernswerte Dinge in Eurem Buch zu finden. Ich machte mir die Lehre des Copernicus vor vielen Jahren zu eigen, weil sie es mir ermöglichte, Naturerscheinungen zu klären. Ich schrieb viele Beweisgründe, um ihm beizustehn, die ich indessen nicht an das Licht der Öffentlichkeit zu bringen wagte, da mich das Schicksal des Copernicus, unseres Lehrers, schreckte. Er fand zwar einigen Ruhm, aber vielen ist er ein Gegenstand des Spotts und Hohns – so groß ist die Zahl der Toren. Ich würde meine Betrachtungen sofort veröffentlichen, wenn es mehr Euresgleichen gäbe. Da es sie nicht gibt, werde ich davon Abstand nehmen. Es ist ein Elend, daß es nur so wenige gibt, die der Wahrheit nachgehen und die philosophische Einsicht nicht verdrehen. In aufrichtiger Freundschaft, Euer Galileo Galilei.“

Johannes las den Brief ein zweites Mal und reichte ihn Barbara. „Was hältst du davon?“

„Ein vorsichtiger Mann“, antwortete Barbara.

„Er kennt die Wahrheit und verschweigt sie. Wenn nun Copernicus auch so gehandelt hätte?“

Barbara seufzte. „Du hast es doch in Tübingen erlebt.“

„Gerade deshalb. Je mehr Menschen die Wahrheit aussprechen, desto weniger können ihnen die anderen anhaben.“

Johannes nahm einen Kienspan, entzündete ihn am Herdfeuer und steckte die Öllampe an. Er glättete das Papier, tauchte die Feder in die Tinte und schrieb: „Lieber hervorragender Galilei, in der Zwischenzeit werdet Ihr Euch mit meinem kleinen Buch besser vertraut gemacht haben. Ich brenne darauf, Eure Meinung kennenzulernen. Die schärfste Kritik eines einzigen verständigen Mannes ist mir lieber als der unüberlegte Beifall der Menge.“

Ihr haltet es wie die Pythagoreer und wollt mit Eurer Meinung über Copernicus nicht leichtfertig die Wut des unwissenden Gelehrtenhaufens reizen. Aber da Copernicus selbst und seine Anhänger hervorgetreten sind, solltet Ihr mithelfen, die Wahrheit zu verkünden. Wenn es Euch in Italien nicht möglich ist, so wird es Euch in Deutschland gelingen. Laßt mich wissen, was Ihr entdeckt habt, um Copernicus beizustehen, auch wenn es nur erst ganz unter uns bleiben soll. Lebt wohl, Euer Johannes Kepler.“

Barbara schüttelte den Kopf. „Er wird denken, du hältst ihn für feige. Darauf wird er dir nicht so bald antworten.“

Johannes ließ sich nicht beirren, auch nicht von Oberndorffer, der mit seiner Frau am nächsten Tag zum Essen kam. „Wir müssen zusammenhalten und kämpfen“, sagte Johannes entschieden.

„Aber du bist doch sonst für den Frieden, sogar zwischen uns Protestanten und den Katholiken.“

„Da geht es um die Auslegung von Glaubenssätzen, in der Astronomie aber um die Wahrheit. Und dafür muß man einstehen.“

„Lassen wir die Männer“, sagte Barbara und führte Frau Oberndorffer durch die Wohnung.

„Gemütlich habt ihr's euch gemacht“, meinte Frau Oberndorffer anerkennend.

„Johannes sitzt viel in seinem Arbeitszimmer“, seufzte Barbara. „Ich möchte ihn wohl verstehen“, fügte sie hinzu. „Er will herausbekommen, wie sich die Planeten bewegen. Aber er könnte mehr Zeit für mich haben.“

„Mein Mann ist auch oft unterwegs“, tröstete Frau Oberndorffer. „Man gewöhnt sich allmählich daran. Aber da sind sie ja.“

Barbara schenkte Wein in die Zinnbecher.

„Ich habe ihn aus dem Burgenland“, erklärte Johannes. „Wie findet ihr ihn?“

„Ein guter Tropfen, muß ich sagen.“ Johann Oberndorffer schmeckte den Wein.

„Mir ist er ein bißchen zu sauer“, meine Barbara.

„Man kann etwas Honig hinzufügen“, riet Frau Oberndorffer. „Aber edel ist er.“

„Ihr kommt viel aus dem Haus“, sagte Kepler. „Wie spricht man über den jungen Erzherzog Ferdinand?“

„Kein erfreuliches Thema.“ Oberndorffer nahm einen großen Schluck. „Es heißt, er habe ein Gelübde getan, alle seine Untertanen zum katholischen Glauben zurückzuführen. Die Landstände sind besorgt. Ferdinand soll spanische Truppen angeworben haben.“

„Und unsere Pastoren gießen Wasser auf seine Mühlen!“ Johannes leerte den Becher und goß nach.

„Wie meinst du das?“ fragte Frau Oberndorffer.

„Sie reizen die Päpstlichen mit Spott und Schimpf. Wie leicht könnte der Erzherzog sagen, ihr Evangelischen brecht den Landfrieden.“

„Die Papisten gehen auch nicht zimperlich mit uns um“, warf

Barbara ein. „Sie nennen uns Abtrünnige, die einen falschen Glauben haben.“

„Wir dürfen ihnen keinen Vorwand geben“, sagte Johannes.

„Aber es wird schwer sein, die Eiferer zurückzuhalten“, meinte Oberndorffer.

„Manchmal habe ich Angst“, sagte Barbara. „Wenn man in anderen Umständen ist.“ Sie blickte auf ihre Handarbeit.

„Ich bin schon gespannt, ob Regina ein Brüderchen bekommt“, Frau Oberndorffer begutachtete das Jäckchen, an dem Barbara strickte.

In den nächsten Monaten wartete Johannes vergeblich auf den Brief Tycho de Brahes. Er unterrichtete, schrieb an einem neuen Kalender und half Barbara, die immer schwerfälliger wurde, im Haushalt.

Es wurde ein Junge, den Johannes nach seinem Vater Heinrich nannte. Es war eine schwere Geburt. Barbara fühlte sich erschöpft. Der kleine Heinrich kränkelte. Oberndorffer kam jeden Tag.

In Graz wuchs die Unruhe. Auf einer Beratung im Ständehaus sagte Johannes: „Die Hetze muß ein schlimmes Ende nehmen.“

Der Rektor der Stiftsschule blickte ihn feindselig an. Zwei Pastoren flüsterten erregt miteinander.

„Wer hetzt?“ fragte der Rektor scharf. „Doch wohl die Papisten, oder meint unser Bruder Kepler auch uns Evangelische?“

„Soll er diese Frage beantworten!“ rief Pastor Schinkelhuber mit verkniffenem Mund.

„Ich war in deiner Predigt“, entgegnete Johannes kühl. „Du brauchst nicht zu glauben, daß ich mich vor der Wahrheit fürchte. Jeder in Graz weiß, daß von allen Kanzeln böse Worte über uns und auch über die Papisten gerufen werden.“

Die Versammelten schwiegen. Durch die bunten Scheiben fiel gedämpftes Licht. Ab und zu erklang das Getrappel von Pferden.

„Wir haben nicht mit der Hetze begonnen“, sagte Regius. „Die Jesuiten waren es, und jetzt, wo Erzherzog Ferdinand die Macht übernommen hat, machen sie sich mausig. Sollen wir uns das gefallen lassen?“

Pastor Zimmermann erhob sich mühsam. Er war in den letzten Monaten durch Krankheit und Gram stark gealtert. „Johannes will uns warnen“, sagte er leise und eindringlich. „Wir sollten ihn nicht mißverstehen.“ Er hob die Stimme und fuhr mahndend fort: „Wohl sind Landstände und Bürger auf unserer Seite. Aber die Macht liegt beim Erzherzog. Er kann auf den Kaiser, den Papst, die Spanier, auf ganz Habsburg zählen. Er kann von seinem Recht als Landesherr Gebrauch machen und allen Untertanen den Glauben befehlen. Noch duldet er Religionsfreiheit, aber vielleicht sucht er nur einen Vorwand zur Willkür. Sind wir so dumm, ihn den Katholiken durch Schmähreden zu liefern?“

Einige nickten Zimmermann zu, Pastor Schinkelhuber aber sprang auf. „Wir lassen uns nicht erschrecken und erweichen. Mit den Antichristen von Rom haben wir nichts gemein. Und wir werden so lange gegen sie reden, bis sie ausgestorben sind.“ Er klopfte bei jedem Satz mit dem Knöchel auf den Tisch.

Nun erhob sich auch Johannes. Er sah seine Kollegen eindringlich an. „Die Papisten sind Christen wie wir“, sprach er. „Wollen wir, daß sie uns achten, dann müssen auch wir sie achten. Die Kinder auf den Straßen beschimpfen sich schon. Die Frauen geifern sich an, bloß weil sie glauben, es ihren Pastoren auf den Kanzeln nachmachen zu müssen. Seht ihr denn nicht“, rief er zornig, „daß nichts als Haß und Feindschaft entstehen?“

„Er lästert unsern Glauben!“ eiferte Regius.

„Unerhört!“ schrie ein anderer.

„Schließlich sind wir die Mehrheit in Graz, wir Protestanten.“

„Es hat wohl seinen Grund“, sagte Regius, „daß Kepler, der mit den Papisten spricht und mit ihnen Briefe wechselt, für sie um gut Wetter bittet. Wir aber lassen uns nicht ködern. Und wir erwarten von unsern Lehrern, auch von dir, Kepler, daß du alle zweideutigen Verbindungen und Reden läßt und entschieden für unsere evangelische Sache eintrittst oder ...“

Das scharf gesprochene letzte Wort verhallte unter dem Sternengewölbe. Lärm und Tumult auf der Straße und im Hause ließen den Rektor verstummen. Die Versammelten saßen kerzengrade und lauschten.

Schritte polterten im Treppenhaus. Die Tür zum Sitzungssaal flog auf. Herein stürzte, verzerrt das Gesicht und Blut an den Händen, ein Torwächter.

„Da sitzt ihr und redet“, rief er mit rauher Stimme. „Alle Tore sind von Papisten besetzt. Widerstand wird an Leib und Leben bestraft. Befehl des Erzherzogs.“ Der Torwächter schneuzte sich. Er grinste über die entsetzten Gesichter und fühlte die Überlegenheit des Boten.

Die Versammelten saßen noch wie erstarrt, als ein Gesandter des Erzherzogs in den Raum trat, von zwei Bewaffneten mit Schwertern und Piken gefolgt. Er schwenkte den spanischen Hut mit langer Pfauenfeder und rief:

„Erzherzog Ferdinand tut hiermit kund: Da ihr Protestanten den Frieden verschmäht und den Papst verspottet, ist der evangelische Bürgersenaat ab sofort abgesetzt.“

Pastor Zimmermann erhob sich als erster. „Es ist wider das Gesetz“, sagte er mit zitternder Stimme. „Die Landstände werden es nicht zulassen.“ Gebeugt und von Johannes gestützt, wankte er zur Treppe. Wortlos folgten ihnen die anderen.

Als Johannes sein Haus erreichte, empfing ihn seine Stieftoch-

ter Regina an der Tür. Sie blickte verstört. „Komm schnell, Vater!“, rief sie mit ängstlicher Stimme. Sie ergriff seine Hand. „Heinrich atmet nicht mehr.“

Johannes stürzte ins Zimmer und beugte sich über die Wiege. „Hab die Magd zu Oberndorffer geschickt“, schluchzte Barbara. „Hatt’ mich so über das Buberl gefreut.“

Johannes schloß seine Frau und Regina in die Arme. Was waren das nur für Zeichen? Ein Unglück kam selten allein! Mühsam hielt er die Tränen zurück.

Oberndorffer tröstete die Keplers. „Nach so einer schweren Geburt!“ Er sprach wie zu sich selbst. „Die Welt sieht böse aus. Bei Trapezunt sind zwei Städte durch Erdbeben zerstört. Siebzigtausend Menschen sollen umgekommen sein. Viel Kummer ist in der Welt.“

Der Sommer lastete schwer über Graz. Drohend wie ein Ungeheuer lag der mächtige Schloßberg inmitten der Stadt. Die Katholischen trugen den Kopf hoch. „Unser Erzherzog Ferdinand wird es euch schon zeigen.“

Die Protestanten blickten verächtlich geradeaus.

„Es ist wie vor einem schweren Gewitter“, sagte Kepler.

Oberndorffer sah düster vor sich hin. „Alle sind eingeschüchtert“, klagte er. „Der Erzherzog hat Söldner aus Italien mitgebracht; der neue Stadtpfarrer und Erzpriester Lorenz Sonnabend schürt das Feuer.“ Er brach ab und holte tief Luft.

Als Johannes am nächsten Morgen zur Schule kam, war das Portal der Stiftsschule verschlossen. Einige wenige Schüler pendelten unschlüssig auf und ab.

„Was sagen die Sterne?“ rief einer Kepler zu und lachte gezwungen.

In der Aula schwirrten die Stimmen wild durcheinander. Der Rektor gebot Schweigen und sagte mit dumpfer Stimme: „Erz-

herzog Fürst Ferdinand schickt uns diese Botschaft, ich lese: „An die lutherischen Stiftsprediger, Professoren, Lehrer: von Stund an haben sie alles Predigen und Schulhalten einzustellen. Und binnen acht Tagen das Land zu verlassen. Wer danach noch angetroffen wird, hat sein Leib und Leben verwirkt.““

Johannes wurde blaß und hielt sich an der Stuhllehne fest. Ihm war, als habe er tagelang nichts gegessen. Der Rektor sah ihn kummervoll und voll Selbstmitleid an. „Wir müssen alle“, sagte er hoffnungslos, „du auch. Zweiundzwanzig an der Zahl.“

Kepler wußte nicht mehr, wie er nach Hause gekommen war. Barbara lief hilflos durch die Zimmer. „Wie soll ich denn hier allein zurechtkommen?“

„Hast ja Regina!“ versuchte Johannes zu trösten. „Es wird schon wieder gut.“ Aber er glaubte selbst nicht recht daran.

11.

Johannes durfte zurückkehren. Als Landschaftsmathematiker und Kalendermacher hatte ihm der Erzherzog diese Gnade gewährt.

Barbara und Regina schlossen ihn glücklich in die Arme, und sie hofften auf weitere Nachsicht. Doch Johannes fürchtete, daß man ihm nur eine Galgenfrist zugebilligt hatte. „Der Erzherzog hat die führenden Männer unserer Gemeinden nicht ohne Grund vertrieben“, meinte er. „Die Spurenzeichen mahnen zur Vorsicht.“

Der evangelische Gottesdienst war verboten. Wer ein Kind heimlich evangelisch taufen ließ, wer das Abendmahl empfing und evangelische Predigten besuchte, beging ein Majestätsverbrechen und wurde ausgewiesen. Wer evangelische Choräle sang, die Bibel Luthers las oder einem Sterbenden Trost brachte, galt als Unruhestifter und wurde eingesperrt. Nachbarn mißtrauten

einander, niemand fühlte sich mehr sicher. Selbst Familien waren zerstritten.

Johannes kam sich gedemütigt vor, manchmal beschlich ihn Furcht, manchmal Kleinmut.

Barbara erwartete wieder ein Kind, aber sie war unausgeglichen und ohne Freude. Die Sommerwärme machte ihr zu schaffen.

Das Laub der Bäume und Sträucher war vertrocknet, als wäre ein Glutwind über sie hinweggegangen. Doch die Dürre kam nicht von der Hitze, unzählige Würmer saugten die Blätter aus.

Händler aus Ungarn erzählten, an Türen und Häusern und an Körpern von Menschen wären blutige Kreuze erschienen. Zu der Furcht vor dem Erzherzog kam noch die vor der Pest. Ruhr ging bereits um, und die Totenglocken läuteten mehrmals am Tag.

Selbst die Oberndorffers hatten ihren Humor verloren. „Ferdinand ist fanatisch und dem Papst hörig“, sagte der Arzt verbittert, der Barbara untersucht hatte. „Wir haben nur noch eine Gnadenfrist. Bald heißt es: Willst du im Lande bleiben, so werde katholisch.“ Er wusch sich umständlich die Hände, nahm das Handtuch, das Johannes ihm reichte, und fuhr leise fort: „Ruf mich sofort, wenn die Wehen beginnen.“

Das Kind, ein Mädchen, schrie viel. Johann Oberndorffer war ebenso beunruhigt wie Barbara und Johannes.

„Werden wir sie retten, die Kleine?“

Oberndorffer beantwortete die Frage nicht, sondern sagte: „Ich komme morgen wieder.“

Fünfunddreißig Tage nach der Geburt war das Mädchen tot.

Barbara und Johannes waren verzweifelt. Konnten sie keine Kinder bekommen, die gesund waren?

Oft wurde Johannes die Stube zu eng. Er lief durch die Straßen aus dem Stadttor hinaus und quersfeldein durch Wiesen, Wälder und dichtes Gestrüpp. Hier konnte er sich besinnen und neue Gedanken fassen.

Als er eines Tages von seinem Spaziergang nach Hause kam, reichte ihm Barbara einen Brief. „Von Tycho de Brahe“, sagte sie feierlich.

Johannes spürte Herzklopfen. Er öffnete den Brief. „... Ihr habt wohl bereits gehört, daß ich von Seiner Kaiserlichen Majestät gnädigst herbeigerufen und aufs freundlichste und gütigste aufgenommen wurde. Ich möchte, daß Ihr herkommt, nicht unter dem Zwang eines widrigen Geschicks, sondern vielmehr aus eigenem Antrieb und dem Wunsch nach gemeinsamen Studien. Doch was immer Eure Gründe sein mögen, Ihr werdet in mir stets Euren Freund finden, der Euch seinen Rat und seine Hilfe im Unglück nicht versagen und Euch aufs beste zu helfen bereit sein wird. Wenn Ihr bald kommt, werden wir vielleicht Mittel und Wege finden, um für Euch und die Eurigen besser zu sorgen, als es bisher geschah. Euer Euch sehr verbundener Tycho Brahe. Benatek, dem Venedig Böhmens, am 9. Dezember 1599.“

Johannes blickte Barbara an. „Das ist ein Fingerzeig“, frohlockte er, doch Barbara begann zu weinen. „Willst du uns verlassen?“ fragte sie.

„Doch nur für ein paar Monate“, versuchte Johannes sie zu beruhigen.

Barbara verstand ihren Mann nicht. „Jetzt, wo du bleiben darfst. Wenn du trotzdem fortgehst, wird man fragen, was hat der Kepler vor, gefällt ihm des Erzherzogs Gnade nicht?“

„Es muß sein“, widersprach Johannes energisch. „Wegen der Astronomie und auch unsertwegen. Was soll geschehen, wenn sie alle Protestanten aus dem Land treiben?“

„Aber du hast doch Freunde unter den Papisten, die deine Arbeiten schätzen.“ Barbara schluchzte noch immer.

Johannes legte seinen Kopf an den ihren und sagte ruhig: „Werden sie immer helfen können? Oder wartet der Erzherzog nur ab, daß ich katholisch werde? Vielleicht weiß Tycho Rat.“

„Aber das viele Geld für die weite Reise. Und Regina, sie braucht dich doch auch.“

„Mach's mir bitte nicht schwer“, flehte Johannes. „Vielleicht nimmt mich Baron Hoffmann mit; er soll demnächst wieder nach Prag zurückkehren.“

Baron Hoffmann – Kepler hatte ihn auf einer Beratung im Landschaftshaus kennengelernt – war von Kaiser Rudolf II. nach Graz geschickt worden, um sich mit den Beschwerden der Landstände über die Verfolgung der Protestanten zu befassen. Als Kepler ihn fragte, ob er in seiner Kutsche Platz für ihn hätte, antwortete Hoffmann: „Einen unterhaltsameren Reisebegleiter kann ich mir gar nicht wünschen.“

Gleich nach dem Neujahrsfest des Jahres 1600 rollte die Kutsche des Hofrats in die Stempfergasse. Es war bitterkalt, hatte aber noch nicht geschneit. Sechs Pferde schnaubten weiße Wolken aus den Nüstern. Der Kutscher auf dem Bock hatte sich in dicke Schafpelze gewickelt.

An allen Fenstern drückten neugierige Gesichter ihre Nasen platt. Barbara trug ihren Kopf hoch. Ihr Abschiedskuß wirkte förmlich. Regina schlang die Arme um den Hals des Vaters und flüsterte: „Komm bald wieder.“

Kaum hatte Johannes sich in die Pelze gehüllt, zogen die Pferde an. Heiße Steine lagen auf dem Boden der Kutsche und wärmten die Füße. Baron Hoffmann begrüßte Johannes. „Hoffentlich schneien wir unterwegs nicht ein.“

Hinter Hieflau taumelten die ersten Flocken durch die Luft. Über weiße Wolkenränder drängten grauschwarze Wolken heran. Obgleich es Mittag war, wurde es so dunkel, daß der Kutscher die Leitpferde nicht mehr sah.

Als sie das nächste Gasthaus erreichten, lag der Schnee kniehoch.

In der Gaststube war es warm. Baron Hoffmann lehnte sich an

den Ofen und sagte: „Es gibt Leute auf unserer Seite, die viel bieten würden, wenn Ihr die Konfession wechseln würdet, Kepler. Zum Gregorianischen Kalender habt Ihr Euch doch auch bekannt.“

„Das war keine Frage der Konfession. Aber ich meine, kein Christ ist besser oder schlechter als der andere. Ich schau nicht auf die Konfession. Die gegenseitige Achtung und die Freiheit eines jeden sind mir wichtiger.“

Baron Hoffmann hob die Brauen. „Ihr führt eine kühne Sprache, Kepler, allein, bedenkt, wo Ihr sie gebraucht. Unter uns möchte ich Eure Gedanken teilen, aber bei Hofe? Für wen wollt Ihr Freiheit? Für den Ritter- und den Bürgerstand oder für den Landesherrn?“

„Für alle Menschen“, antwortete Kepler. „Das Zubodentreten führt zur Auflehnung wie bei den Bauern ob der Enns. Jesus Christus ist für alle Menschen gestorben.“

„Das ist schon Aufruhr, was Ihr sagt, Kepler, das stürzt die heilige Ordnung, die verbrieften Rechte des Kaisers, der Fürsten, der Stände. Für den Himmel mögen alle Menschen gleich sein, aber hier auf Erden gibt es große und kleine Herren, große und kleine Besitztümer. Selbst in der Kirche. Seht Euch einen Bischof an und dann einen Bauern!“

„Die Idee ist auch eine Macht“, entgegnete Kepler, „denkt an Luther, wenn ich Euch das sagen darf.“

„Gewiß“, Baron Hoffmann lächelte fein. „Aber ohne das Schwert seines Kurfürsten wäre auch er verloren gewesen. Denkt an sein Versteck auf der Wartburg.“

Kepler atmete schwer. Schließlich sagte er traurig: „Wenn Ihr unbedingt eine Entscheidung für diese oder jene Seite wollt, dann wird ein großes Blutvergießen kommen.“

„Die Waffen werden wie die Zungen überall gewetzt“, antwortete der Baron. „Aber Kaiser Rudolf ist kein Kriegsherr, er

liebt die Künste – die Sternkunde. Da habt Ihr gute Aussichten, Kepler.“

Am nächsten Morgen war der Himmel von einem klaren Blau. Die Pferde stapften munter durch den Schnee. Sie überquerten mehrmals die Enns, die zugefroren war, erreichten Linz und schließlich Mitte Januar Prag.

„Ich würde Euch gern als Gast in meinem Hause sehen“, sagte Baron Hoffmann, „bis Ihr zu Tycho weiterreisen könnt.“ Johannes nahm das Angebot gern an.

Prag verwirrte ihn. Menschen aus aller Welt eilten geschäftig durch die gewundenen Gassen. Lebensmittel und Kleidung kosteten das Dreifache wie in Graz. Ein Glück, daß er nicht in einem Gasthof wohnen mußte.

Vom Schloßberg übersah Johannes die ganze Stadt. Eine aus Steinen gebaute Bogenbrücke führte über die Moldau, die bis auf eine schmale Fahrrinne zugefroren war und in einem weiten Bogen die Stadt teilte. Türme, Kirchen und die mit Zinnen bewehrte Mauer glänzten in der Mittagssonne.

In dem riesigen Vladislavsaal boten Künstler und Kunsthandwerker Bilder, Statuen, Leuchter, Uhren, Amulette, Ringe zum Kauf an. Die gewölbte Decke des haushohen Saales überzogen weich geschwungene Bänder aus hellem Sandstein.

Edelleute in kostbaren Gewändern stolzierten mit Kennermiene von Tisch zu Tisch. Johannes hörte tschechisch, spanisch, französisch, italienisch, ungarisch, polnisch sprechen.

Er verließ den Saal und ging an dem Schloß Belvedere vorbei, durch das Alchimistengäßchen den Schloßberg hinunter, dann über die Karlsbrücke bis hin zum Markt.

Vor dem Rathaus blieb er stehen und betrachtete lange die große astronomische Uhr, die seit über einhundert Jahren die Zeit, den Stand der Sonne, des Mondes und der Planeten anzeigt.

In dem Empfangsraum des Barons Hoffmann erwarteten ihn

zwei fürstlich gekleidete junge Männer. Ein Diener stellte sie vor: Jörgen de Brahe, Sohn des berühmten Kaiserlichen Astronomen Tycho de Brahe; Franz Tegnagel, Assistent des berühmten ...“

Johannes begrüßte die Abgesandten herzlich und erfreut; er bemerkte nicht, wie Jörgen und Franz grinsend den Mund verzogen.

„Nun“, sagte Jörgen de Brahe und sah an die Decke, „dann haltet Euch bereit. Wir sollen Euch zu unserm Herrn und Meister bringen.“ Er machte eine Pause. „In den nächsten Tagen kommen wir dann vorbei.“ Er drehte sich um und mit ihm Tegnagel. Sie polterten über die Dielen.

„Wohin gehen wir denn heute?“ hörte er Tegnagel fragen.

„Wo es den besten Wein und die schönsten Mädchen gibt“, gab Jörgen zurück. Sie lachten und stießen sich gegenseitig durch die Tür.

Johannes fand seine Sprache erst wieder, als er, den Abgesandten folgend, die Straße erreichte und die beiden mit weit-ausholenden Schritten um die nächste Ecke biegen sah.

„Tycho ist sehr eigenwillig und herrisch“, sagte Baron Hoffmann beim Abendessen, „und erwartet von jedem, daß er sich nach ihm richtet. Kein Wunder, daß seine Söhne und Mitarbeiter es ihm gleichzutun versuchen. Nur“, fuhr er fort, während er einen Schluck Wein trank, „den andern fehlt sein Format, seine Größe, sein Edelmut. Aber trotz allem ist es nicht leicht, mit ihm auszukommen.“

Das Warten war ärger als die beschwerliche Reise. Endlos dehnten sich die Stunden. Johannes mahnte sich zur Geduld, aber er wehrte sich vergeblich gegen den wachsenden Verdruß.

Nach neun Tagen tauchten Tychos Abgesandte wieder auf, grau die Haut und dunkle Ränder unter den Augen. „Ab geht's nach Benatek“, sagte Junker Tegnagel und gähnte.

„Oder kann Er uns noch für einige Tage mit Gulden aushelfen?“ fragte Jörgen lauernd. „Da ist noch ein Brief“, besann er sich und zog ein zerknittertes Blatt aus dem Mantel.

Benatek, 20. Januar 1600

„Ich, Tycho de Brahe von Knudstrup und Uraniaborg im Königreich Dänemark, jetzt aber Lehnsmann Seiner Kaiserlichen Majestät, wohnhaft auf der Burg Benatek, bedaure, Euch nicht persönlich abholen zu können. Die bevorstehende Opposition des Mars und des Jupiter sowie die darauffolgende Mondfinsternis halten mich an den Geräten fest.

Ich schicke Euch meinen Sohn Jörgen und meinen Assistenten Tengnagel.

Ich freue mich, Euch bald zu sehen, nicht sosehr als Gast, sondern als willkommenen Freund und Kunstgenossen in der Betrachtung des Himmels ...“

Nun trennte ihn noch eine Tagesreise von Tycho de Brahe. Der Wagen schwankte über gewundene Wege. Tengnagel und Jörgen Brahe schliefen oder dösten vor sich hin. Sie rekelten sich in den Ecken und bedrängten Kepler auf seinem Platz zwischen ihnen.

Johannes verschaffte sich hin und wieder durch einen kräftigen Rippenstoß Platz. Der Dunst von Scharfgebranntem widerte ihn an. Bange Ahnungen bedrückten ihn.

Was war Tycho de Brahe für ein Mensch, Tycho, der die genauesten Sternbeobachtungen der Weltgeschichte besaß?

12.

Das Schloß Benatek lag auf einem Felsen hoch über der Isar und war von Gerüsten umgeben. Das Hämmern der Maurer und Zimmerleute übertönte das Brausen der Isar. Frauen und Männer liefen wie aufgestörte Ameisen durcheinander.

Kepler stieg die lange Treppe hinauf. Auf dem Flur stand ein stattlicher Mann, der wie ein Feldherr die Arbeitsleute dirigierte. „Das ist er“, sagte Tengnagel und verschwand.

Tycho de Brahe. Er könnte gut und gern mein Vater sein, dachte Johannes, ging auf Tycho zu und sagte: „Da bin ich.“

Tycho de Brahes dicker Schnurrbart zuckte.

„Willkommen, junger Freund!“ Tycho reichte ihm die Hand, die Johannes herzlich drückte.

Drei doppelte Ketten aus Silber und Edelsteinen hingen über Tychos Weste. Unter dem Hals trug er eine goldene Medaille mit dem Bild des verstorbenen dänischen Königs, Friedrichs des Zweiten, der ihm die Insel Hven geschenkt hatte. Die Nasenspitze Tychos war aus Gold, so schien es, sie glänzte in der Sonne.

„Wir sind noch mitten beim Aufbau, wie Ihr wohl seht“, sagte Tycho de Brahe. „Laßt Euch herumführen, junger Freund. Ihr seht die besten Instrumente, mit denen je der Himmel beobachtet wurde. Sie verdanken mir ihr Leben, und ich verdanke ihnen die größten Schätze.“

Als Tycho de Brahe zur Tür ging, sprang der Zwerg Jepp hervor und öffnet sie, wobei er kichernde Laute ausstieß und Johannes die Zähne zeigte. Immer scharwenzelte der Zwerg um sie herum, zwängte sich zwischen ihnen hindurch und rempelte Johannes an.

„Er beschnüffelt mich wie ein Hund“, sagte Kepler unwirsch. „Dazu dieser Lärm und Tumult, ich kann Euch kaum verstehen.“

Tycho de Brahe lachte dröhnend. „Jepp, du Lausebengel, gib endlich Ruhe!“ Er rieb die Naht zwischen dem Nasenstumpf und der angesetzten Nasenspitze aus vergoldetem Silber.

„Ist mein Diener und Orakel“, wandte er sich an Kepler. „Er hat mir geraten, es mit Euch zu versuchen.“ Hochmut und Spott glänzten in seinen Augen.

„Ich bin Ruhe gewohnt“, sagte Johannes ärgerlich. „Wie soll man sonst einen Gedanken fassen?“ So hatte er sich das Leben

auf Schloß Benatek nicht vorgestellt. Aber die astronomischen Geräte begeisterten ihn. Sie waren kostbarer als Gold und Edelsteine.

„Ihr solltet erst mal sehen, was ich damit alles beobachtet habe“, sagte Tycho de Brahe geheimnisvoll.

Bei Tisch erhielt Johannes unten an der Tafel, wo die Dienstboten saßen, einen Platz. Widerwillig setzte er sich. Die freundlichen Worte, mit denen Tycho ihn seiner Familie, seinen Assistenten und seinem Personal vorstellte und ihrer Fürsorge empfahl, heiterten ihn nur wenig auf.

Die Speisen schmeckten Johannes vorzüglich. Der Wein stammte von weit her aus dem Rheinland und verriet den Kenner. Nur erschien Johannes die Mahlzeit endlos. Obgleich er schon zum dritten Male eine Gänsekeule abnagte, wurden wieder Speisen aufgetragen.

Die andern ließen sich viel mehr Zeit. Johannes hatte in gewohnter Weise schnell gegessen. Nun saß er da mit vollem Bauch, konnte sich kaum rühren und betrachtete unruhig die sich gemächlich bewegenden Kinnladen. Hätte er wenigstens Tycho an seiner Seite gehabt, um sich unterhalten zu können!

Tychos Töchter hatten offensichtlich aufgehört, ihn zu beobachten. Tychos Söhne schienen sich mit Tengenagel über ihn lustig zu machen.

Sollten sie! Er war müde, unsagbar müde. Seine Beine zuckten vor Ungeduld. Langes Sitzen war ihm unerträglich. Auch sonst stand er, wenn er schrieb und rechnete, oft auf und lief durchs Zimmer. Dieses sinnlos lange und langweilige Essen!

Endlich hob Tycho die Tafel auf. Johannes stürzte in sein Zimmer, warf sich angekleidet aufs Bett und schloß die Augen. Aber immer, wenn er glaubte einzuschlafen, kreischte eine Säge, ertönten Rufe, klopfte jemand an die Decke oder die Tür.

Plötzlich stand der Zwerg neben seinem Bett. „He!“ hörte er die



hohe kratzende Stimme, „he, mein Herr ruft Euch!“ Jepp zupfte Johannes am Rock, sprang aber ängstlich zur Tür, als Johannes sich wütend aufrichtete.

Der Zwerg lief immer drei Schritt vor ihm her und zeigte ihm ab und zu die gefletschten Zähne. Johannes torkelte vor Müdigkeit. Er kam sich vor wie in einem Tollhaus.

Tycho saß in einem riesigen Stuhl wie auf einem Thron. Zu seinen Füßen kauerte der Zwerg. Das Zimmer war ein großes Oval, in dessen Mitte ein mannshoher Himmelsglobus aus Messing stand.

Johannes folgte dem Wink, Platz zu nehmen, nicht, sondern trat auf Tycho zu.

„Edler Herr.“ Keplers Stimme schwankte. „Ihr wart so gütig, mich einzuladen. Das gibt Euch nicht das Recht, nach Belieben über mich zu gebieten. Ihr nanntet mich Freund, warum behandelt Ihr mich wie einen Diener? Wenn ich auch nicht Euren hohen Stand bekleide, in der Astronomie bin ich ein König wie Ihr.“

Tycho zwirbelte seinen mächtigen Schnurrbart. „Gut gebrüllt, Löwe!“ Er lachte gönnerhaft. „Hier“, er deutete auf einen mächtigen Schrank, „liegt der Schatz, den ich in zehntausend Nächten dem Himmel abgetrotzt habe. Zehntausend Nächte oder fünfunddreißig Jahre Arbeit.“ Tycho fuhr mit der Hand über seine kurzen Haare. „Jetzt will ich ernten“, sagte er sinnend. „Tycho de Brahes Ernte ist reif. Ich brauche einen Schnitter, einen kühnen Kopf.“

Johannes spürte ein Beben in den Waden und legte die Arme über die Brust. „Einen kühnen Kopf braucht Ihr. – Ich aber brauche nichts als ein Bett und Ruhe, endlich Ruhe.“

Der Zwerg fletschte die Zähne, aber Tycho stellte ihm den Fuß auf den Kopf, während er Kepler erstaunt und eindringlich musterte. Dieses kleine Kerlchen! Bildete sich etwas ein auf seinen Kopf. Dabei war seine Theorie die reinste Spekulation. Es gab nur ein richtiges Weltbild. Dafür hatte Tycho den Himmel beobachtet,

Nacht für Nacht. Nur hatte er noch keinen gefunden, dem er seine Schätze anvertrauen konnte. War Kepler der Mann?

„Führe ihn in das Turmzimmer“, befahl Tycho dem Zwerg. „Um Mitternacht sprechen wir weiter.“ Er nickte Kepler huldvoll zu, der sich umdrehte und dem Zwerg folgte.

Als Kepler erwachte, schlug die Schloßuhr zwölfmal. „Verrückt und zugenäht“, fluchte er, „wohin bin ich bloß geraten!“ Aber er fühlte sich munter und sah in die sternklare Nacht. Die Mondsichel schimmerte rötlichgelb über den Tannen.

Es klopfte. Die Tür wurde geöffnet. Tycho de Brahe trat ins Zimmer, einen Leuchter in der Hand. „Ausgeruht?“ Er lachte. „Sternmenschen sind nachts am muntersten. Gehen wir.“

Johannes folgte Tycho über lange Gänge und Treppen in das ovale Zimmer. An den Wänden brannten Kienspäne. Im Kamin glühten mächtige Scheite. Die mit einem hohen Bücherregal verdeckte Wand hinter dem Thronsessel war verschoben. Dahinter lag ein kreisrunder Raum, in dem verschiedene astronomische Geräte standen: ein Armillar, ein Jacobsstab, ein Astrolabium.

„Wir sind allein“, sagte Tycho de Brahe. „Ich will Euch vertrauen.“ Er schob Johannes einen Stuhl hin und setzte sich ihm gegenüber an den Kamin. „Euer Weltgeheimnis baut auf falschem Grund, denn Copernicus hat unrecht. Ptolemäus aber auch.“

Tycho schwieg bedeutungsvoll. Dann zeigte er auf den mächtigen Schrank und sagte: „Darin liegen die Beweise, Beweise für Tycho de Brahes Weltsystem.“ Er lachte selbstzufrieden.

„Wann darf ich sie sehen?“ fragte Johannes gespannt.

„Ha!“ lachte Tycho, „das könnte Euch so passen!“ Seine Augen funkelten. „Hier ist der Schlüssel.“ Er zog eine goldene Kette aus der Weste. „Nur wenn ich sicher bin“, fuhr er einlenkend fort, „daß man mich nicht hintergeht.“

Johannes' Gesicht verlor an Farbe. Eine scharfe Entgegnung drängte sich ihm auf die Zunge. Aber er besann sich.

Tycho hatte die Beobachtungen, um die Astronomie neu zu begründen. Er hatte auch die Arbeiter und alles, was zu wünschen war. Nur einer fehlte ihm: der Baumeister, der sich all dessen bediente. Und dieser Baumeister konnte nur einer sein, Johannes Kepler.

In den nächsten Tagen bewegte Johannes nur eine Frage, wie sollte er an Tychos Schatz herankommen, wie?

Tycho de Brahe hütete ihn wie ein Drache. Er hatte von seinen Assistenten und von seinen Söhnen viele Beobachtungen machen lassen, aber die Ergebnisse kannte nur er selbst.

„Warum macht Ihr ein solches Geheimnis aus Eurem Wissen?“ fragte Johannes eines Abends ungeduldig. Tycho de Brahe lachte in sich hinein. „Der Mars ist schön hell heute“, lenkte er ab.

Er lag auf der Plattform des Turmes in einem langgestreckten Stuhl und visierte mit seinem Sextanten den Planeten an. „Noch steht er still, aber bald muß er wieder wandern. Der Mars ist rätselhaft, unergründlich.“

Johannes fror trotz des dicken Schafpelzes, mit dem er sich umhüllt hatte. „Warum sind die Knoten in der Marsbahn?“ fragte er. Er zitterte.

„Sind eben“, antwortete de Brahe einsilbig.

„Keine Erklärung?“ Johannes blieb hartnäckig.

Tycho erhob sich und stolzierte, die Arme vor dem Bauch, über die Plattform. „Wenn Ihr die Erde in der Mitte laßt, Kepler, und wenn Ihr die Sonne zum Mittelpunkt der Planeten macht und sie so um die Erde herumführt, dann“, er schwieg, und seine Augen verfolgten eine Sternschnuppe, „dann findet Ihr vielleicht eine Antwort.“ Er blieb vor Johannes stehen und musterte ihn mit durchdringendem Blick.

„Nein“, Kepler schüttelte den Kopf. „Nein, die Erde läuft um die Sonne. Ich wollte mit dem Mars schon fertig werden“, fuhr er sinnend fort. „Aber die Daten brauche ich, die Daten.“

„Nie!“ Tycho stemmte die Fäuste in die Hüften. „Ihr seid unverbesserlich, Kepler, meine Daten für Euer Hirngespinnst? Nie!“ Er drehte sich schnaubend zur Seite und starrte finster auf den Himmel.

„Gebt mir Eure Daten“, drängte Kepler, „wir werden dann sehen, was richtig ist. Nichts ist bisher entschieden.“ Mehr konnte er nicht zugestehn. Tychos Weltbild war komplizierter als das ptolemäische: Die Planeten um die Sonne und alle zusammen um die Erde herum.

Tycho de Brahe setzte sich in seinen Stuhl und visierte erneut den Mars an. „Jetzt wandert er wieder“, sagte er ruhig. „Und bald knüpft er seinen Knoten.“

„Für wen habt Ihr Euren Schatz zusammengetragen?“ bohrte Kepler. „Wer Wissen erwirbt und nicht weitergibt, versündigt sich gegen Gott, der ihn erleuchtete.“

„Ein Knötchen macht der Mars“, sinnierte Tycho de Brahe scheinbar unbeeindruckt vor sich hin. „Wenn ich kombinieren könnte!“ Er atmete fauchend, daß die Bartenden flatterten.

Johannes überhörte den drohenden Unterton. „Was soll ich hier herumsitzen und zittern? Ihr gebt mir Unmassen zu essen und zu trinken, aber von dem, was ich wissen muß, um die Planetenbahnen zu berechnen, werft Ihr mir wie Eurem Narren Jepp nur ab und an einen Brocken zu. Wenn ich auch gern Knochen abknabbe-re, ich bin kein astronomischer Hund.“ Johannes wickelte sich aus dem Schafpelz und stand auf.

„Ha!“ Tycho de Brahe schlug die Arme mehrmals über der Brust zusammen. „Kläfft wie ein Köter, der nur fressen will. Sitzt erst mal zehntausend Nächte unter dem Sternenhimmel, und dann gebt Eure Schätze jedem hergelaufenen Besserwisser!“ Tychos Stimme hallte über das Schloßdach und tönte als Echo vom gegenüberliegenden Berg zurück.

„Besserwisser!“ Johannes lachte. „Ihr holt mich aus dem Bett,

wann es Euch beliebt. Ihr setzt mich in einen Bauplatz, wo kein Mensch denken kann, Ihr behandelt mich wie einen Hergelaufenen, wo Ihr doch mit mir gemeinsam forschen wolltet. Habt Ihr mit einem Narren noch nicht genug, so holt Euch einen zweiten; aber nicht mich.“

Johannes faßte sich an den Kopf, sah das wütende Gesicht Tychos. Ich habe mich vergessen, dachte er, aber dann beherrschte ihn wieder der Zorn. Wortlos verließ er den Turm und die eisige Stille, die seinen Worten gefolgt war. —

Am nächsten Morgen wartete Tycho de Brahe vergeblich auf Kepler. Ein Diener übergab ihm einen Brief.

„Edler Tycho de Brahe von Knudstrup, das Getümmel in Eurem Hause ist so groß, daß ich es unmöglich ertragen kann. Ich unternahm die lange beschwerliche Reise aus Liebe zu Euch und zur Astronomie. Ihr aber habt mich wie Euren Knecht behandelt und die Schätze Eures Wissens vor mir verwahrt wie vor einem Räuber.

Ich wollte alles tun, was Ihr mir an astronomischen Dingen auftragt, aber nur, soweit es meine Gesundheit, die ich aus keinem Grund aufgebe, erlaubt.

Für Beobachtungen habe ich einen stumpfen Blick, für die Mechanik unbrauchbare Hände. Mein Körper ist zu schwach, um ununterbrochen zu sitzen, besonders beim Mahl, wenn es über die billig festgesetzte Zeit hinausgeht. Ich muß oft aufstehen und ständig eine Zeiteinteilung in meiner Lebensweise einhalten.

Auch brauche ich Zeit für meine Arbeiten und Zeit für meine Erholung. Ich habe nicht die Kraft, eine Nacht auf dem Turm zu sitzen und den nächsten Tag zu arbeiten. Wenn Ihr meine Ansprüche einsehen möchtet, so gebt mir Bescheid; ich werde noch drei Wochen in Prag verweilen.

Johannes Kepler“

Tycho de Brahe faltete den Brief und verschloß ihn in seinem Schrank.

Traurig blickte er aus dem Fenster. Die Bäume rauschten im Frühlingswind. Tycho lauschte. Er hörte das Wasser des Sunds und sah die Schaumkronen über die Klippen seiner Insel branden.

13.

Laßt alle schweigen und Tycho sprechen ...

Je weiter sich der Wagen von Benatek entfernte, desto schmerzlicher empfand Johannes die Trennung. Ohne Tycho war alles verloren, er allein kannte den Lauf der Planeten.

Wie er dieses Getümmel und Gewimmel auf Burg Benatek haßte. Und diese Arroganz des alten Mannes, diesen Egoismus! Nie würde er wieder mit Tycho de Brahe zusammenkommen. Die Kluft zwischen ihnen war zu tief.

Allein jedoch kam auch Tycho nicht weiter. Ihm fehlte der geniale Geist, um die Wahrheit, die in seinen Beobachtungen tief verborgen lag, zu erfassen. Er klebte am Leim seiner Idee. Ohne den Mut zu neuen Gedanken, hatte er sich in seinem Gespinst gefangen.

„Hü, hott!“ Johannes trieb die Pferde an. Die Märzsonne schien ihm warm aufs Gesicht. Er schloß die Augen und träumte von Barbara und Regina. Viel zu lange schon hatte er sie allein gelassen!

Baron Hoffmann lachte, als Johannes bei ihm vorfuhr. „Dacht ich mir's doch!“ rief er. „Aber wir werden Euch schon wieder auf die Beine bringen. In ein paar Tagen betrachtet Ihr Benatek in einem anderen Licht.“

Niemals, dachte Johannes und küßte der Baronin die Hand.

„Wir haben Euch Euer Zimmer aufgehoben“, sagte sie.

Johannes warf sich aufs Bett. Er träumte von dem Zwerg Jepp

und dem eifersüchtigen Tengnagel und von den kichernden Töchtern und dem gebieterischen Tycho, der inmitten seines Schlosses stand, das ununterbrochen aufgebaut und abgerissen wurde.

Dann war ihm, als läge er in einem Ameisenhaufen. Tycho war die Königin und hatte lange weiße Flügel. Die großen Ameisen rannten über seinen Kopf, schleppten Tannennadeln, groß wie Balken, und Grashalme, dick wie Bäume, über seinen Mund, seine Nase und Augen, steckten sie in seine Ohren und Haare, bis er nur noch Tychos goldene Nase und den mächtigen Schnurrbart sah.

Schließlich versank Johannes in einen tiefen Schlaf, und als er erwachte, waren zwei Tage vergangen. Er fühlte sich erfrischt und schlapp zugleich. Sein Magen brannte, als hätte er Essig getrunken. Seine Kehle war ausgetrocknet wie ein Schwamm in der Sonne. Er lief in die Küche, tauchte eine Schöpfkelle ins Faß und hob sie an den Mund. Er trank und trank, daß ihm das Wasser über den Bart und die Weste lief, während die Küchenfrauen belustigt „ah“ und „oh“ riefen.

Zum Abendessen hatte Baron Hoffmann den Hofrat Wackher von Wackhenfels eingeladen. Wackhenfels begrüßte Kepler wie einen alten Bekannten: „Es freut mich, Euch hier zu sehen. Wie gefällt Euch die kaiserliche Residenz?“ Und ohne auf eine Antwort zu warten, fuhr er fort: „Der Kaiser hat von Eurem Buch und Euren glücklichen Prophezeiungen gehört. Ihr solltet Geduld haben und abwarten. Tycho de Brahe ist übrigens genauso unglücklich wie Ihr.“

Johannes betrachtete die große Nase des Hofrats, die dem Gesicht ein fröhliches Aussehen gab. Sollte Tycho eingesehen haben, daß er zu weit gegangen war?

„Schreibt an Tycho“, forderte ihn Wackhenfels auf. „Er ist zwar ein schwieriger Mann, aber er hat ein edles Herz und einen

guten Charakter. Teilt ihm Eure Vorstellungen mit, er wird sie annehmen, er braucht Euch.“

In den nächsten Tagen lief Johannes rastlos durch die Straßen der Stadt. Er dachte an Barbara und Regina, von denen noch kein Brief eingetroffen war. Und er hoffte auf die Entscheidung Tycho de Brahes, dem er mitgeteilt hatte, unter welchen Bedingungen er bei ihm arbeiten würde: eine abgesonderte Wohnung; ein Jahresgehalt von zweihundert Gulden, bis der Kaiser ihn als Mitarbeiter Tycho de Brahes bestätigte und das Gehalt übernehme; Lieferung von Naturalien wie Feuerholz, Fleisch, Fisch, Bier, Brot und Wein; eine festgelegte Arbeitszeit.

Keinen Fingerbreit würde Johannes nachgeben. Er brauchte niemanden, der ihn zur Arbeit trieb, keinen Ansporn, eher Zügel, weil er leicht bis zur Erschöpfung arbeitete.

Dennoch war er unzufrieden mit sich. Viel zu reizbar und ungestüm war er de Brahe begegnet. Tycho hatte ihn freundschaftlich aufgenommen, großmütig für Wohnung und Essen gesorgt, ihm viel Zeit gewidmet. Statt Dank zu sagen, hatte er sich in Jähzorn gestürzt, statt Ehrerbietung hatte er Trotz gezeigt. Er faßte sich ein Herz und bat Tycho de Brahe in einem zweiten Brief, ihm seine jugendliche Zügellosigkeit und Gereiztheit zu verzeihen. Ob er erhört werden würde? Vergeblich wartete Johannes auf eine Antwort. Aber Baron Hoffmann mahnte zur Geduld. „Laßt dem großen Mann Zeit, sich zu überwinden. In seinem Alter fällt das schwer.“

Frühlingsanfang! Die kupfernen Dächer und goldenen Turmspitzen der Paläste und Kirchen glänzten in der Sonne. Die Moldau glitzerte blau und weiß. Fischer trugen Körbe zappelnder Rotfedern, Karauschen und Hechte auf den Markt. Frauen mit bunten Kopftüchern und Bändern boten Käse, Hühner, Enten und Eier feil.

Johannes begleitete die Baronin Hoffmann. Sie zeigte auf einen Fisch oder eine Ente, und man legte sie ihr sorgfältig zwischen die weißen Tücher in den Korb, den die Küchenmagd hinterhertrug.

Als sie nach Hause zurückkehrten, stand ein prächtiger Wagen mit dem Wappen der de Brahes vor dem Portal. Johannes' Herz begann heftig zu klopfen. Wen hatte Tycho geschickt?

Die hohe Gestalt im Empfangssaal drehte Johannes den Rücken zu. Sie lehnte in einer Fensternische, von wo man über die Gärten hinweg auf die Moldau sah. Johannes räusperte sich und legte eine Hand aufs Herz.

Die Gestalt wandte sich langsam um. Ein Sonnenstrahl traf die funkelnde Nasenspitze.

Tycho de Brahe.

Am nächsten Morgen fuhr Johannes an der Seite Tychos zurück nach Benatek. „Ich möchte Euch die Beobachtung eines Planeten überlassen“, sagte Tycho. „Ich denke dabei an den Mars. Natürlich habe ich schon Tausende von Meßdaten, Ihr werdet sie später bekommen und die Bahn des Mars genau berechnen. Eine schwierige Aufgabe, sie ist, wie ihr wißt, bisher noch von keinem gelöst worden.“

„Gebt mir nur die Meßdaten“, entgegnete Johannes, „den Mars bezwing' ich in acht Tagen.“

Tycho legte ihm väterlich den Arm um die Schulter. „Recht so, Kepler, nur mutig voran. Aber in acht Tagen?“ Die letzten Worte klangen zweifelnd. „Longomontanus in Dänemark hat es zehn Jahre lang versucht, vergeblich.“

Sie erreichten die kleinen Häuser von Benatek, die entlang des Flusses unterhalb des Schloßbergs standen, überquerten die Holzbrücke und fuhren den gewundenen steilen Weg empor bis in den Schloßhof. —

Die Dunkelheit kam täglich später. In warmen Nächten war es auf dem Schloßturm auszuhalten. Das Rauschen der Isar drang herauf, Nachtvögel huschten schattenhaft von Baum zu Baum, Grillen zirpten vielstimmige Konzerte. An manchen Abenden funkelten die Sterne wie Diamanten auf einem dunkelblauen Samtkissen.

Die astronomischen Geräte ragten in die Luft, unstet beleuchtet von dem Licht des Holzkohlenfeuers. Ab und zu mußte ein Diener eine Kerze anzünden, wenn Tycho oder Johannes die Zahlen an den Geräten ablesen wollten.

Johannes fühlte sich ganz wohl. Nur Barbara und Regina fehlten ihm. Oft schweiften seine Gedanken ab. Würde Tycho erreichen, daß der Kaiser ihn anstellte? Würden Barbara und Regina unter einem Dach mit Tychos schwieriger Familie leben können?

Die Zukunft war ebenso geheimnisvoll wie der mächtige Himmel und die unmerkliche Bewegung der Sterne. Wenn Tycho bloß erst die Meßdaten über den Mars herausrücken würde. Die Bahn eines Planeten mußte er kennen, erst dann konnte er auch die der anderen Planeten bestimmen. Tycho aber blieb wortkarg. Er wollte sich nicht damit abfinden, daß Johannes sein Weltbild ablehnte.

„Ich komme ohne Eure Beobachtungen mit dem Mars nicht voran“, sagte Johannes entmutigt. „Er treibt mich zum Wahnsinn.“

Tycho lächelte verstehend. „Die beste Theorie hat eben nur Wert, wenn sie der Erfahrung entspricht.“ Leiser Triumph klang aus seinen Worten.

„Nach Eurem Weltbild läuft der Mars doch auch um die Sonne. Hier stimmen wir überein.“

Tycho winkte ab. „Ihr seid noch jung und zu ungestüm, wir müssen uns gedulden.“

„Aber ich bin nicht so frei wie Ihr und kann die Landstände und meine Frau nicht länger auf meine Rückkehr vertrösten.“

Tycho antwortete nicht. Er blickte über den Sextanten auf den Mars, der kühl in einem dunklen Himmel flimmerte. Niemals würde er Kepler seinen Beobachtungsschatz für das copernicanische Weltbild geben. Die Erde sollte sich bewegen! Hatte je ein Mensch eine Fixsternparallaxe gemessen? Schon Archimedes hatte deshalb das Weltbild von Aristarch verworfen, der auch die Bewegung der Erde und der Planeten um die Sonne angenommen hatte. Nein, Tycho zwirbelte seinen dicken Schnurrbart, er hatte die Lösung. Er würde Kepler überzeugen.

„Ihr seid ein kühner Denker und großer Mathematiker“, sagte er werbend. „Wir müssen das Werk zusammen fortführen, ich mit meinen Erfahrungen, Ihr mit Eurer Inspiration. Aber dafür brauchen wir mehr Zeit. Ich werde über den Kaiser bewirken, daß Euch die Landstände für zwei Jahre beurlauben.“

Am nächsten Tag erhielt Johannes einen Brief von Barbara. Sie mahnte zur Rückkehr. Sorge und Angst standen zwischen den Zeilen. Er mußte zurück.

„Gebt mir Eure Beobachtungen mit, edler Tycho“, bat Johannes. „Ich werde sie hüten wie ein großes Geheimnis.“

„Kommt bald zurück“, wick Tycho aus, „und bringt Eure Familie mit. Dann schaffen wir den Mars.“

Johannes stieg auf den Wagen. Er sah Tycho winken und grüßte zurück. Ihm war beklommen zumute. Ohne die Beobachtungsdaten konnte er den Aufbau des Sonnensystems nicht erklären. Sein „Mysterium Cosmographicum“ war eine Hypothese. Er mußte sie durch Tatsachen untermauern. Diese wichtige Einsicht verdankte er Tycho. Er mußte ihm seine Schätze geben, der Wahrheit zuliebe.

Auf der Fahrt nach Graz kamen Johannes viele Flüchtlinge entgegen. „Bleibt nur hier“, rief ihm ein Bekannter aus Graz zu.

„Wir warten nicht, bis der Erzherzog uns außer Landes treibt. Es sieht schlimm aus in unserer Heimat. Alles Evangelische wird unterdrückt.“

Johannes trieb die Pferde an. Seine Unruhe wuchs, je mehr Auswanderer ihm begegneten. Endlich tauchte in dem weiten Tal der Mur der Schloßberg auf. Der Wagen rollte über die Brücke, den Marktplatz, in die Stempfergasse. Regina stand in der Haustür und sprang Johannes um den Hals. „Vater ist zurück!“ rief sie fröhlich. Gleich darauf trat Barbara aus der Tür. „Mein Gott, er ist es wirklich“, sagte sie freudig verwirrt.

Am nächsten Tag waren sie zu Oberndorffers eingeladen. Johannes mußte erzählen und viele Fragen beantworten. Oberndorffer riet, Tychos Angebot nicht auszuschlagen. „Wir Evangelischen haben hier nur noch eine Galgenfrist. Ich kann in Linz eine Praxis übernehmen, und wir werden dorthin gehen.“

„Aber Prag ist viel weiter“, sagte Barbara. „Ich wüßte gar nicht, wie man da leben soll. Was Johannes so erzählt.“

„Vorerst müssen wir abwarten“, entgegnete Johannes. „Ohne Zusage des Kaisers können wir nicht nach Prag ziehen. Allein auf die Gnade Tychos möchte ich nicht angewiesen sein.“

Aber die Lage in Graz verschlechterte sich täglich. Der Landeshauptmann bestellte Johannes ins Landschaftshaus und eröffnete ihm, daß die Landstände ihn auch auf Antrag des Kaisers nicht für zwei Jahre beurlauben würden. „Mir wäre es gleich“, sagte Herberstein, „aber die meisten vom Stand sagen, zahlen wir dem Kepler Gehalt, damit er für den Kaiser schafft?“

Er reichte Kepler einen Humpen und sagte: „Ihr müßt uns verstehen, Kepler. Die Jesuiten haben in Ferdinand den Hund gefunden, der uns an die Kehle geht, uns als Evangelische und als freie Ritterschaft. Er will die Macht unserer Stände brechen, will die Steuern, die wir bis jetzt bewilligen oder nicht bewilligen konnten, nach seiner Willkür festlegen.“

„Warum seht Ihr tatenlos zu?“ fragte Johannes. „Ich stehe auch mit Leib und Gut für den Glauben und die Freiheit.“

Der Landeshauptmann ging schwerfällig auf und ab. „Einige wollen schon, aber die meisten fürchten die spanischen Truppen, die Macht des Hauses Habsburg.“

„Wenn alle einig sind, werden die fremden Truppen keine Macht über unser Land erringen. Wer sollte Euch, der Bürgerschaft und den Bauern widerstehen?“

„Ihr redet Aufruhr!“ entgegnete der Landeshauptmann heftig. „Nie werden wir die Bauern bewaffnen, sonst werden sie aufässig gegen uns.“

„Gebt Ihnen mehr Freiheit, und sie werden an Eurer Seite stehen. Sie sind doch unsere Glaubensbrüder.“ Johannes blickte Herberstein beschwörend in die Augen.

„Vergessen wir das Gesagte. Wir wollen schließlich unsere Güter behalten.“ Der Landeshauptmann wurde ungeduldig. „Die Landstände würden Euch das Gehalt weiterbezahlen, wenn Ihr nach Padua gehen und Medizin studieren würdet.“

„Nach Padua, Medizin?“ Johannes glaubte zu träumen. Bevor ihm eine Antwort einfiel, knallte der Landeshauptmann den Humpen auf den Tisch und sagte: „Ich kann’s nicht ändern. Lebt wohl.“

Barbara hielt nichts von dem Angebot der Landstände. „Das ist nur ein Aufschub. Auch als Arzt müßtest du katholisch werden.“

Von der Gasse hörten sie die Stimme des Ausrufers. „Erzherzog Ferdinand gibt bekannt: Alle Protestanten haben sich am 31. Juli morgens sechs Uhr in der Hofkirche einzufinden, ausgenommen die alten Mitglieder des Herren- und Ritterstandes, ich wiederhole ...“

Eine dicke Wolkenschicht verhüllte die Bergspitzen, als Jo-

hannes zwei Tage darauf mit Barbara zur Hofkirche eilte. Von allen Seiten strömten Frauen und Männer herbei. Die Kirche war bis auf den letzten Platz besetzt. Über tausend Menschen, schätzte Johannes.

Der Erzherzog saß mit großem Gefolge in der Loge. Sein junges Gesicht wirkte selbstgefällig. Ein Bischof bestieg die Kanzel und begann zu predigen. Er sprach von Reue und Buße, von der alleinseligmachenden Kirche zu Rom, dem Verrat Luthers, der Irreführung vieler Gläubigen und dem Bestreben des Papstes, die Seelen zu retten und der einzig rechtmäßigen Kirche zuzuführen. Wer sich aber nicht bekehren lassen wolle, müsse das Land verlassen.

Einer nach dem anderen wurde aufgerufen und mußte vortreten. Als Johannes seinen Namen hörte, sagte er: „Ich spiele nicht mit der Religion und habe nicht gelernt zu heucheln. Wer kann von sich behaupten, allein im Besitz des rechten Glaubens zu sein? Wer kann sich einen Christen nennen, der andere Christen verfolgt?“

Er wandte sich seinen Glaubensbrüdern zu und rief: „Wenn es keine Gnade für uns gibt, wohlan, dann leiden wir um Christi Ehre willen Schimpf und Schande, dann geben wir Haus, Äcker, Freunde und Heimat auf. Es muß uns leichtfallen, auch für den Glauben zu sterben.“

Er hörte seine Stimme durch die Kirche hallen, sah das zornige Gesicht des Bischofs und das versteinerte des Erzherzogs. Angst überkam ihn, doch dann dachte er an Jesu Worte: „Fürchte dich nicht, ich bin bei dir alle Tage“. Langsam verließ er mit Barbara die Kirche.

Barbara weinte. In sechs Wochen mußten sie das Land verlassen haben. Aber wohin? Johannes schrieb an Mästlin. Konnten ihn seine Glaubensbrüder in Tübingen jetzt noch zurückweisen?

Vergeblich wartete Johannes auf eine Antwort, hin und her geworfen von Hoffnung und Verzweiflung. Da kam ein Brief von Tycho. „Zaudert nicht, beeilt Euch, habt Vertrauen. Der Kaiser scheint geneigt, Euch an meinem Observatorium anzustellen ...“

Es blieb ihnen keine Wahl. Gemeinsam mit Oberndorffers und anderen Flüchtlingen verließen sie Graz.

14.

Das Leben in Prag war schwer für Barbara. Johannes war auf der Reise erkrankt, und noch immer war er nicht außer Lebensgefahr. Die hohen Preise für Brot, Fleisch, Milch verwirrten sie, wie sollten sie hier auskommen? Ihre Ersparnisse waren gering.

Baron Hoffmann half, wo er konnte, und sprach ihr Mut zu. „Ihr braucht nicht nach Benatek“, sagte er eines Tages. „Soeben erfuhr ich bei Hofe, daß Tycho bereits seine Sachen packt und nach Prag zieht. Der Kaiser wünscht ihn in seiner Nähe und gibt ihm das Schloß Belvedere.“

Barbara setzte sich zu Johannes aufs Bett. Sie legte ihre Hand auf seine heiße Stirn und teilte ihm die gute Nachricht mit. Sein Gesicht erhellte sich, und er versuchte zu lächeln. „Wir werden es schon schaffen“, sagte er; das Sprechen fiel ihm noch schwer.

Langsam besserte sich sein Befinden. Eines Abends trat Tycho de Brahe ins Zimmer. „Seid mir gegrüßt!“ rief er pathetisch. „Alles wird gut. Und macht Euch nichts daraus, daß sie Euch vertrieben haben. Ging es mir besser? Ich regierte auf einer Insel. Tief in der Erde ließ ich meine Sternwarten errichten. Fürsten und Könige waren meine Gäste. Der alte Dänenkönig war mein Freund. Der junge König jedoch hörte auf die Einflüsterungen meiner Neider und Feinde. Er wollte mich an die Kette legen. Da

wählte ich die Freiheit.“ Tycho blickte über Johannes hinweg auf die untergehende Sonne, deren Strahlen sich in dem Fenster brachen. Er versank in Gedanken und schreckte auf, als Barbara ins Zimmer trat und ihm einen Becher reichte.

„Danke“, sagte er und trank den Wein mit einem Zug. „Ich habe eine Audienz beim Kaiser bewirkt, heute in einer Woche. Werdet Ihr bis dahin wieder auf den Beinen sein?“

Johannes richtete sich auf. „Das ist eine frohe Botschaft, Tycho. Sie macht mich auf der Stelle gesund.“

Tycho de Brahe lachte. „In einer Woche dann.“ Er trank einen zweiten Becher Wein und erzählte von den Mühen des Umzugs und der neuen Einrichtung im Belvedere. —

Aufgeregt machte sich Johannes auf den Weg zum Hradschin. Kaiser Rudolf II. sollte ein menschenscheuer Mann sein, ganz der Astrologie und Magie ergeben. Er sammelte Kunstwerke und Kuriositäten aus allen Ländern und brachte ganze Tage in seinem Raritätenkabinett zu.

Das Vorzimmer war überfüllt von Gesandten, Räten, Bittstellern. Johannes kam sich wie verloren vor und wartete sehnsüchtig auf Tycho. Als dieser den Raum betrat, zog er die Aufmerksamkeit aller Wartenden auf sich. Aber Tycho beachtete niemanden. Er ging auf Kepler zu und begrüßte ihn. „Wir werden gleich vorgelassen“, sagte er. Und wenige Minuten darauf öffnete ihnen der Kammerdiener die Tür.

Der Kaiser saß auf seinem Thron, neben dem zwei armdicke Kerzen brannten. Die hohen Spitzbogenfenster des Saales waren mit dicken Vorhängen fast ganz verhangen.

Tycho verneigte sich leicht, und der Kaiser erhob sich und sagte: „Willkommen, edler Gefährte einsamer Nächte.“ Er hatte eine hohe Stirn und eine gebogene Nase, einen vollen Mund, den ein kurz gehaltener Bart umgab. Sein Kopf lag auf der spanischen Halskrause wie auf einem Teller.

„Darf ich Euch Johannes Kepler vorstellen“, sagte Tycho, „ein zweiter König des Himmels neben mir.“

Der Kaiser sah ihn lange prüfend an. Johannes war unheimlich zumute, doch er lächelte frei und hielt dem Blick stand. Endlich sagte der Kaiser: „Willkommen, junger Freund. Ihr werdet mir helfen, die Sterne zu befragen. Denn es steht schlimm am Hofe und in der Welt.“ Er hüstelte.

„Die Türken bedrängen Mähren“, fuhr der Kaiser fort. „Die böhmischen Stände wollen mir die Steuern verweigern, wenn ich ihnen nicht die gleichen Rechte wie den Katholischen gewähre. Aber die Jesuiten sind dagegen.“

Seine dunklen Augen funkelten. „Ich habe viele Feinde, meinen Bruder Matthias, die Jesuiten, die Spanier. Ich bin ihnen nicht katholisch genug und dulde Protestanten wie Euch.“

„Solange Eure Majestät stark im Willen bleiben, wird niemand Euch schaden können“, sagte Kepler forsch.

„Wohl gesprochen“, antwortete der Kaiser und wischte sich über die Stirn. „Tycho, Ihr habt einen wackeren Mitstreiter gefunden. Schafft mit ihm die Sterntafeln, Ihr dürft sie die Rudolfinischen nennen. Sie werden uns die Zukunft erhellen.“

Mit zwiespältigen Gefühlen verließ Johannes die Burg. Unter sich sah er die Moldau strömen, er lief das steile Alchimistengäßchen hinunter, in dem Goldmacher für den Kaiser experimentierten. Aber warum sollte er kleinmütig sein? Prag mußte ihm Glück bringen! Er eilte über die Karlsbrücke. Dreihundert Gulden pro Jahr hatte ihm der Kaiser gewährt. Davon würden sie leben können. Morgen würde er seine Arbeit bei Tycho aufnehmen. –

Tycho hatte die Instrumente auf den weiträumigen Balkonen des Schlosses im Belvedere aufstellen lassen. „Wir decken sie vorläufig mit Planen ab“, sagte er, während er Johannes durch das Gebäude führte. „Später kommen schwenkbare Dächer hinzu; die Entwürfe sind fertig.“

Das Schloß lag auf einem Hügel inmitten alter prächtiger Bäume. Weithin flog der Blick über sanftgewellte Hänge und über die Türme und Dächer der Stadt. Hier würden sie gut arbeiten können. Doch erst wollte Tycho eine Hochzeit rüsten.

„Anne erwartet ein Kind“, sagte er und verzog das Gesicht. „Tengnagel, der Schuft, hat es geschafft.“

Zum Fest fand sich der halbe Kaiserhof ein, außerdem Künstler, Ärzte, Alchimisten, Instrumentenmacher ... Dreitausend Gulden kostete allein das Essen. Und die Getränke und Kleider und Geschenke!

Johannes seufzte, obgleich er und seine Frau sich sehen lassen konnten. Barbara sah hübsch aus, sie trug ein Kleid nach der neuesten Mode, mit Brabanter Spitzen. Musik erklang in allen Räumen, Tänze von Nikolaus Ammerbach und dem Dresdener August Nörmiger.

Tycho saß mit seiner stattlichen Gemahlin zur Linken von Anne und seinem Schwiegersohn. Den Groll gegen ihn ließ er sich nicht anmerken, doch Johannes bemerkte seinen Unmut. Er trank Tengnagel nur einmal zu und richtete nicht das Wort an ihn. Dafür sprach er um so mehr mit Kepler, worüber Tengnagel wütende Blicke verschoß. —

Während der Arbeit war Tycho oft wie abwesend. Er hörte nicht, wenn Johannes ihn ansprach, und schien auf ein fernes Geräusch zu lauschen. Sein Gesicht war verklärt, und wenn man ihn störte, reagierte er mürrisch.

Johannes kam trotz allem mit seinen Berechnungen gut voran, denn nach und nach hatte er immer mehr Meßergebnisse von Tycho de Brahe erhalten. Erst jetzt wurde ihm voll bewußt, wie wichtig sie waren, um eine neue Astronomie zu begründen.

Tycho vernahm Johannes' anerkennende Worte gern, als wollte er sagen, da seht Ihr, worauf es ankommt.

Hin und wieder stritten sie über die Theorie. „Ihr werdet noch

verstehen, warum mein Weltbild besser ist als das von Ptolemäus und Copernicus“, sagte Tycho überlegen.

„In der Theorie gehen unsere Auffassungen auseinander, lieber Tycho“, widersprach Johannes so freundlich wie möglich. Doch er sah, daß Tycho sich gränte.

Johannes versuchte ihn abzulenken und fragte, wie er die Nasenspitze verloren habe. Tycho lebte auf. „Hat mir einer – zack – abgesäbelt.“ Er lachte dröhnend. „Dafür habe ich dem die Ohren – zack – links und rechts abgesäbelt.“ Er schmierte Salbe auf die Naht zwischen seinem Nasenstumpf und der angesetzten Spitze. „Wir hatten tüchtig gesoffen. Und das kann ich dir schon jetzt verraten, wenn wir die Bahnen der Planeten berechnet und die Rudolfinischen Tafeln aufgestellt haben, dann, Kepler, saufen wir drei Nächte durch.“

Johannes stöhnte. Ihm hatte der Kopf nach der Hochzeit zwei Tage lang gebrummt. Er verabscheute die Gelage, die Tycho veranstaltete und die mehr kosteten, als Johannes in einem Jahr verdiente.

Manchmal kam ihm Tycho wie ein verlorener Mann vor, der sich nur für ein paar Stunden des Tages oder der Nacht aus einem tiefen Traum herauszureißen vermochte. Er trank starke Medizin in großen Mengen, hochprozentigen Alkohol, und Johannes wunderte es, daß ihn das aufmunterte und nicht umbrachte. Dann sprach er ganz klar über die von ihm konstruierten Instrumente und seine Sternbeobachtungen, und Johannes hörte ihm andächtig zu.

Tycho war unglücklich. Er litt darunter, daß er die Heimat hatte verlassen müssen, und mit den eingebildeten Hofleuten geriet er leicht in Streit.

Nach einem seiner Gelage klagte Tycho über Spannungen in der Blase. Ihm fiel das Harnen schwer, und er hatte starke Schmerzen. Eine innere Hitze trieb ihm den Schweiß aus dem

Körper, und das Fieber stieg so hoch, daß er das Bewußtsein verlor.

Er lag aber nicht ruhig, sondern schrie in schrecklichen Träumen, und Johannes, der ab und zu am Krankenlager weilte, hörte ihn unverständliche Worte stammeln.

Die Ärzte verbargen hinter wichtigen Mienen ihre Ratlosigkeit. Aber nach sieben Tagen kam Tycho wieder zu Bewußtsein.

„Diät“, rieten die Ärzte.

„Diät“, knurrte er ihnen nach. „Das beste Essen will ich haben, den besten Wein!“ Seine Stimme klang fest und befehlend wie zuvor.

„Habe ich nicht ein Recht darauf?“ Er blickte Johannes herausfordernd an. „Diese Quacksalber“, schimpfte er, „wissen genau, daß ich am Ende bin, und wollen mich mit Diät schon vor dem Sterben umbringen.“ Er lachte sarkastisch und fuhr sich über sein aufgeschwemmtes Gesicht.

„Euch hat mir Gott zugeführt, Johannes“, fuhr er leise fort. „Ich bitte Euch, daß Ihr meine Beobachtungen nach meinem Weltbild darlegt, auch wenn Euch das copernicanische am Herzen liegt.“ Er blickte Kepler unruhig forschend in die Augen. „Ich weiß“, flüsterte er, „daß ich es nicht von Euch fordern darf. Aber mein Leben möchte doch nicht umsonst gewesen sein.“

„Euer Werk ist unsterblich wie Eure Seele. Ich werde es zu Eurem Ruhm fortführen“, sagte Johannes bewegt.

De Brahe löste die goldene Kette, die er um den Hals trug, und reichte sie Johannes. „Euch will ich den Schlüssel für den Schrank anvertrauen, in dem meine astronomischen Schätze liegen. Hütet sie gut.“ Er ließ sich erschöpft aufs Kissen fallen und verlor erneut das Bewußtsein.

Am Morgen des 24. Oktober 1601 starb Tycho de Brahe. Johannes war bis zuletzt bei ihm gewesen. Nun ging er durch die verlassenenen Räume des Schlosses, betrachtete die astrono-

mischen Geräte, von denen jedes ein Vermögen gekostet hatte. Würde er das Werk fortsetzen können? Die Arbeit mit de Brahe war gerade erst in Gang gekommen.

Johannes fühlte sich wie zwischen Himmel und Erde. Er hatte seinen besten Freund und Beschützer verloren.

„... überall verbreitet sich Trauer,
nördlich und südlich erreicht sie jegliches Land,
Dänemark namentlich klagt,
Heimat und Vaterland Brahes ...“

15.

Johannes lauschte dem tiefen Klang der Glocken nach. Kaiserliche Leibgardisten trugen den Sarg, das Wappenschild Tycho de Brahes und seine goldenen Sporen, sie führten Brahes Lieblingspferd. Von dem Geld für das prunkvolle Begräbnis hätte Johannes viele Jahre leben können.

In der Teynkirche drängten sich Fürsten, Hofräte und Gesandte, jeder im prächtigsten Gewand. Die Damen trugen ihre Kleider und ihren Schmuck zur Schau. Unter den Brahes spielte Tengnagel den überlegenen Wortführer. Johannes bemerkte seinen hochmütig lächelnden Blick, der an ihm vorüberglitt wie an einem Nichts. Er hatte laut verkünden lassen, daß er Tychos Werk zu Ende führen und die Rudolfinischen Tafeln anfertigen würde.

Johannes fühlte den Schlüssel, der den Mechanismus des mächtigen Schrankes bewegte, das sechsfach gesicherte Schloß, hinter dem der astronomische Schatz Tychos lag. Ohne Entscheidung des Kaisers nützte er ihm wenig. Und wenn Rudolf gegen ihn entschied, würden sie Prag verlassen müssen. Wohin sollte er sich dann wenden?

Zwei Tage später überreichte ihm der Geheime Rat des Kaisers

eine Urkunde. Johannes öffnete sie und las: „Seine Majestät Kaiser Rudolf II. ... überträgt Euch hiermit das Amt des hochedlen Tycho de Brahe. Ab sogleich übernehmt Ihr die Verantwortung für den astronomischen Nachlaß des hochedlen Tycho de Brahe und die Fortführung seines Werkes, insbesondere die Anfertigung der Rudolfinischen Tafeln. Gleichzeitig verleihen wir Euch, Johannes Kepler, den Titel Kaiserlicher Mathematiker und Astronom.“

Johannes fühlte sich befreit. Nun lag die Zukunft nicht mehr drohend vor ihm. Barbara weinte vor Freude und sagte: „Schade, daß mein Vater diese Stunde nicht mehr erleben konnte.“

Aber es war nicht alles eitel Freude. Tycho hatte dreitausend Gulden Gehalt bezogen, dagegen waren die fünfhundert, die ihm der Kaiser bewilligte, beschämend wenig. Er war eben nicht von so hoher Herkunft wie Tycho und mußte sich bescheiden.

Die größten Sorgen bereitete ihm der astronomische Nachlaß Tychos. Den Schlüssel mußte er Tengnagel, der zum Hofrat ernannt worden war, aushändigen. Den Schatz an astronomischen Meßwerten beanspruchte die Familie, und Tengnagel wollte ihn erst herausgeben, wenn der Kaiser alles, was er Tycho de Brahe noch schuldete, bezahlte.

Johannes mußte einige Jahre warten, bis er endlich über alle von Tycho gemachten Beobachtungsdaten verfügen konnte. Nun wollte er den Mars bezwingen und die neue Astronomie auf dem Felsen von Tatsachen errichten. Er wunderte sich selbst über seine Gewißheit und suchte den Übermut zu dämpfen, denn schon einmal hatte er den Mars gewaltig unterschätzt.

Sorgfältig ordnete und verglich er die zahlreichen Meßdaten, die Tycho von 1580 bis 1600 gesammelt hatte. Nun kam es darauf an, die Marsbahn genau zu berechnen. 780 Tage brauchte der Mars für seinen Lauf um die Sonne. In dieser Zeit lief die Erde

mehr als zweimal um die Sonne herum. Alle Beobachtungen waren von dieser sich bewegenden Erde gemacht worden. Das mußte er berücksichtigen.

Wieder wünschte er, auf der Sonne stehen und von dort aus die Bewegungen der Planeten beobachten zu können! Johannes rechnete und rechnete. Wochen und Monate vergingen. Er kam sich vor, als müßte er einen Berg erklimmen. Keuchend und schwitzend verfolgte er den Weg. Die Rechnungen mußten mit den Beobachtungen übereinstimmen, wenn sich der Mars auf einer Kreisbahn um die Sonne bewegte.

Aber am Ende erhielt Johannes eine Differenz von acht Minuten zwischen dem, was Tycho beobachtet, und dem, was er berechnet hatte.

Acht Minuten Differenz! Der Mars spottete seiner. Er strafte ihn wie alle anderen Astronomen vor ihm, siegte über die Wißbegier und machte alle Kunstgriffe und Instrumente zuschanden. Er wahrte das Geheimnis seiner Ordnung sicher und setzte seinen Lauf zum Hohn aller Berechnungen unerkannt fort.

Johannes fühlte sich wie erschlagen. Die Arbeit von fast zwei Jahren war umsonst. Er entsann sich, daß Copernicus gesagt hatte, eine Differenz von zehn Minuten sollte man hinnehmen. Aber Copernicus hatte die Meßdaten von Tycho de Brahe nicht gekannt. Acht Minuten Differenz waren zuviel. Lieber wollte er das ganze Gebäude wieder einreißen, als das Ziel verleugnen. Er wollte die wirkliche Bahn des Mars herausbekommen. Und er würde es schaffen. Irgendwo mußte ein Fehler stecken. Er fühlte sich stark wie David mit der Schleuder. Er würde den Mars zur Strecke bringen.

Johannes betrachtete seine Zeichnungen, die auf dem Tisch, auf der Truhe und dem Fußboden lagen. Die Sonne in der Mitte. Anders konnte es nicht sein. Die Erde und die Planeten liefen um sie herum. Von ihr mußte eine Kraft ausgehen, die sie auf ihren

Bahnen hielt. Je näher die Planeten der Sonne waren, desto stärker mußte diese Kraft auf sie einwirken.

Wenn er neben der Sonne einen weiteren festen Punkt im planetarischen Raum hätte. — Johannes stand auf, langes Sitzen war ihm lästig. Seine Gedanken kamen viel besser in Schwung, wenn er umherging. Einen zweiten festen Punkt im planetarischen Raum neben der Sonne.

Aber den hatte er ja! Er kannte doch die Umlaufbahn des Mars um die Sonne: Nach einem Marsjahr befand er sich wieder am Ausgangspunkt! Konnte er den Mars nicht damit überlisten? Mit zwei Fixpunkten ließen sich Winkelmessungen ausführen. Danach müßte sich die Bahn der Erde bestimmen lassen. Kannte er die genau, dann ließen sich die Fehler vermeiden, die daraus hervorgingen, daß die Erde ja selbst bewegt war.

Wieder begann Johannes zu rechnen. Barbara machte ihm Vorwürfe, daß er sie und ihre Kinder vernachlässige. Er tröstete sie. „Ich muß dem Mars auf die Schliche kommen, Bärbel. Wenn ich die Bahn der Planeten nicht genau berechnen kann, werde ich die Rudolfinischen Tafeln nie zuwege bringen.“

Endlich hatte er die Bahn der Erde berechnet. Johannes frohlockte: Jetzt konnte er die Erde als einen „Festpunkt“ verwenden und die Marsbahn berechnen.

Aber die Marsbahn verlief nicht kreisförmig. Sie dehnte sich wie ein Ei. Das konnte nicht wahr sein. Niemand zweifelte daran, daß die Planetenbahnen kreisförmig sein mußten. Wie anders sollten sie um die Sonne herumlaufen?

Aber das war eine Annahme gewesen, eine ungeprüfte Voraussetzung doch, von Aristoteles übernommen. Niemand hatte bisher die wahre Bahn der Planeten gesehen. Vielleicht liefen die Planeten auf einer ovalen Bahn um die Sonne herum, einmal etwas näher an der Sonne vorbei und einmal etwas weiter von ihr entfernt. Dann würden sie sich auch nicht überall gleich schnell



bewegen, sondern in Sonnennähe schneller, weil da die Kraft der Sonne stärker auf sie wirkte.

Mit neuem Eifer begann Johannes zu rechnen. Er ließ den Mars auf einer ovalen Bahn um die Sonne laufen, und siehe da, die Rechnungen gingen besser auf. Doch nach einem Jahr ergriff ihn Mutlosigkeit. Immer noch gab es eine Differenz.

Lief er in die Irre? Strafte ihn Gott mit Verblendung, weil er zwei Dogmen verworfen hatte: die Kreisbahn und die Gleichmäßigkeit der Bewegung? War er nicht vermessen, die Einsicht Tausender von Gelehrten aus eintausendfünfhundert Jahren beiseite zu werfen?

Aber war Copernicus nicht noch viel kühner gewesen, als er die Erde aus der Mitte der Welt genommen und ihr die Bewegung um sich selbst und um die Sonne zugeschrieben hatte?

Nur die Übereinstimmung der Tatsachen mit der Theorie brachte des Rätsels Lösung. Eiförmig war die Bahn der Planeten auch nicht. Den Mars bezwing' ich in acht Tagen! Johannes lachte über sich und seine Enttäuschung. Der Mars hatte ihn zum dritten Male bezwungen. Jedem Ansturm hielt er stand. Ein hartnäckiger Bursche. Welche Bahn beschrieb er wirklich?

Wenn er das Oval noch etwas dehnte, dann entstand eine Ellipse. Mißtrauisch betrachtete Johannes das Gebilde. Eine Ellipse hatte zwei Brennpunkte. Damit würde die Sonne nicht mehr in der Mitte der Planetenbahn stehen, sondern in einem der beiden Brennpunkte der Ellipse. Sollte er für diese Idee noch einmal alles durchrechnen? Er stöhnte verzweifelt. Aber nach ein paar Tagen Ruhe begann er mit der Arbeit.

Nach fünf Monaten schöpfte er neue Hoffnung. Noch nie hatten die Berechnungen so genau mit den Beobachtungen übereingestimmt. Die Ellipsenbahn lieferte ebenfalls eine gute Erklärung dafür, daß die Planeten in Sonnennähe schneller liefen als in Sonnenferne.

Immer deutlicher zeichnete sich ab, daß Johannes auf dem richtigen Wege war. Er arbeitete, bis er einschlief. In der Nacht träumte er von Zahlen, die wie Mückenschwärme durch sein Gehirn zogen. Er nahm sich kaum Zeit zum Waschen und zum Essen, aber nach dem achten Monat war er am Ziel.

Das Zimmer wurde ihm zu eng. Er riß die Tür auf und stürzte die Treppe hinunter. „Barbara, Regina!“ rief er und so laut, als wäre der Mars hinter ihm her.

Barbara kam mit verstörtem Gesicht aus der Küche. „Mein Gott!“ rief sie erschrocken, „was ist denn passiert?“

„Ich hab ihn, ich hab ihn“, jubelte Johannes und umarmte sie stürmisch. „Ich habe den Himmel in der Hand.“

„Wo denn, Vater?“ fragte Regina, die vom Hof in die Küche gerannt war.

„Ich meine das nicht wörtlich.“ Johannes strich ihr die Haare aus dem Gesicht. „Die Himmelsbahnen sind nicht kreisförmig, sie sind nicht eiförmig, sondern, was meint ihr wohl?“ Ohne auf eine Antwort zu warten, fuhr er fort: „Die Bahnen der Planeten sind ellipsenförmig.“

Barbara und Regina starrten Johannes an. „Ja, ja“, antwortete Barbara schließlich, die nicht recht wußte, was Johannes so aufregte. „Hast du nun etwas mehr Zeit für uns?“

„Bald“, jauchzte Johannes und sprang die Treppe hinauf. Da hatten nun scharfsinnige Leute seit Hunderten von Jahren ihre Zeit mit der Konstruktion von Spiralen, Schleifen, Schneckenlinien, Wirbeln und Umwicklungen verbracht, um die Bewegung der Planeten zu erklären und zu berechnen.

Und wie einfach war der Weltbau in Wirklichkeit beschaffen. Er, Johannes Kepler, hatte den tatsächlichen Bau des Planetensystems erkannt. Copernicus und Tycho de Brahe hatten ihn geleitet. Die Wege, die ihn zum Wissen geführt hatten, waren ebenso erstaunlich wie das Wissen selbst.

„Die neue Astronomie“ wollte er sein Buch nennen. Die Gedanken für die Einleitung formten sich schon in seinem Kopf. Seht, ihr Theologen, die Bibel ist kein Lehrbuch der Astronomie. Widersetzt euch diesem Mißbrauch. In der Naturwissenschaft gilt einzig und allein die Vernunft. Sie und die Erfahrung ermöglichen es, in dem Buch der Natur zu lesen.

Heilig ist zwar Lactantius, der ein großer Kirchenvater war, aber die Kugelgestalt der Erde leugnete. Heilig ist der Papst und sein Officium unserer Tage, das die Bewegung der Erde leugnet — heiliger aber ist die Wahrheit.

Mangel an Wagemut ist der Tod des Gedankens.

Wer zu kleinmütig oder zu ängstlich ist, die neue Astronomie zu verstehen, der möge die Schule der Astronomen verlassen. Ich aber setze an die Stelle der Theologie die Physik des Himmels.

16.

Johannes war berauscht. Nun gab es keinen Raum mehr für Zweifel am copernicanischen Weltbild. Gespannt verfolgte er alle Schriften, die sich mit seinem Buch beschäftigten.

Bald aber merkte er, daß er die Macht der Vernunft überschätzt hatte. Kopfschüttelnd las er die Zeilen des Astronomen Fabricius, er habe über Keplers Himmelsphysik nichts anderes zu sagen als: „Töricht ist es, alles auf natürliche Ursachen zurückzuführen, Gott und der Teufel wirken!“ Über soviel Dummheit wollte Johannes noch lachen. Traurig aber stimmte ihn Mästlins Brief: „Mein Talent und Wissen reichen nicht mehr aus, um die neue Himmelsphysik zu verstehen.“ In Dänemark machte sich Longomontanus über die Ellipsenbahn lustig, und Tegnagel behauptete sogar, daß Kepler die Arbeiten de Brahes benutze, um dessen Lebenswerk zu zerstören, statt damit die Sterntafeln anzufertigen.

Johannes war über die Schmähungen und Verdächtigungen enttäuscht und empört. Der Gelehrtenhaufe folgte nicht der Vernunft, sondern dem Buchstaben. Man schloß die Augen und verstopfte sich die Ohren, nur um das einmal Gelernte nicht aufgeben zu müssen.

„Ihr seid zu ungeduldig“, mahnte ihn Baron Hoffmann. „Und vergeßt nicht die Astronomen in England und Frankreich, die Euch rühmen.“

„Es geht nicht um mich“, stöhnte Johannes verzweifelt. „Die Wahrheit, warum wollen sie sie nicht, sie liegt doch so klar auf der Hand?“

„Alles braucht seine Zeit. Hat Galilei sich geäußert?“

„Bis jetzt nicht“, entgegnete Johannes. „Warum er sich nur so zurückhält, jetzt, wo das Geheimnis der Planetenbahnen gelöst ist?“

Darauf wußte Baron Hoffmann auch keine Antwort. Johannes verabschiedete sich. Ziellos lief er durch die Gassen. Auf dem dunklen Wasser der Moldau schwammen die ersten Eisschollen. Fahlgelb stand die Wintersonne im mittäglichen Dunst. Warten war schwer. Manchmal war er zu überschwenglich. Er mußte sich in Geduld üben. Er verließ das Ufer und ging zurück in die Stadt. Die hohen Türme der Teynkirche ragten in den Himmel. Die Uhr am Rathaus schlug zweimal. Johannes betrachtete den Zug der Figuren und lauschte der Musik. Vor zehn Jahren hatte er zum ersten Male hier gestanden. Es waren schwere und glückliche Jahre gewesen. Kaiserlicher Mathematiker, das klang gut und veredelte die Kunst. Nur brachte sie zuwenig ein. Die goldene Kette für „Die neue Astronomie“ aus den Händen des Kaisers war nicht zu verachten, aber das Gehalt zahlte er weder pünktlich noch in voller Höhe. Ein Glück für ihn, daß die hohen Herrschaften auf Horoskope versessen waren, glaubten sie doch, damit Einblick in ihr zukünftiges Schicksal zu gewinnen. Ja, Horoskope

brachten Geld; schade nur um die verlorene Zeit. Aber ohne das närrische Töchterchen Astrologie müßte wohl die ehrsame Mutter Astronomie Hunger leiden.

Johannes ging an der Synagoge vorbei und bog in die Karls-gasse. Gerade hielt ein Reisewagen vor seinem Haus. Wackher von Wackhenfels, den Johannes noch in Italien vermutete, winkte ihm zu und rief, während er aus dem Wagen kletterte: „Kepler, ich soll Euch herzlich grüßen. Ratet mal, von wem?“

Johannes umarmte den Freund, lachte und sagte: „Das ist eine Überraschung. Ich denke, von – Galilei.“

„Erraten. Aber ich habe noch eine Überraschung, Ihr werdet es nicht glauben.“

„Spannt mich nicht auf die Folter“, drängte Johannes und verfolgte die Hand seines Freundes, der aus dem Mantel ein schmales Buch hervorzog und ihm überreichte. „Sternenbote“ las Johannes, Galileo Galilei hatte es geschrieben. – War es ein Beitrag zur neuen Astronomie?

„Galilei hat dein Buch gelesen“, hörte er Wackhenfels sagen. „Aber er ist im Augenblick so sehr mit anderem beschäftigt, daß ihm die Zeit zur Besinnung fehlt. Galilei bittet dich um ein Gutachten über seinen Sternenboten.“

Enttäuscht blätterte Johannes in Galileis Büchlein. Plötzlich aber spannten sich seine Züge. „Habt Ihr das Rohr gesehen, Wackher?“ fragte er aufgeregt.

„Nicht nur gesehen, durchgeblickt habe ich. Wenn wir eins hier hätten, könnten wir die Leute auf dem Hradschin erkennen.“ Er weidete sich an Keplers Überraschung.

Johannes vergaß sein eigenes Buch. „Ich habe schon einmal über die Erfindung eines solchen Fernrohres gelesen“, sagte er, „es aber nicht weiter beachtet.“

„Ja, Galilei hat ein solches Rohr gebaut und auf den Himmel gerichtet!“ erwiderte Baron von Wackhenfels begeistert.

Johannes freute sich, als wäre der „Sternenbote“ sein eigenes Werk. Schon in den nächsten Stunden las er den Sternenboten durch. Das waren in der Tat unerhörte Dinge, die Galilei beobachtet hatte. Der Mond war keine glatte Scheibe, sondern er war eine Kugel und besaß Berge und Täler. Die Milchstraße war kein Band, sondern bestand aus unzählig vielen Sternen. Der Planet Jupiter wurde von vier kleineren Planeten umkreist. —

Warum hatte Galilei ihm kein Fernrohr mitgeschickt, wo er ihn doch um ein Gutachten bat? Aber deshalb wollte er nicht zögern; viel zu wichtig war der Sternenbote, um ihm nicht sogleich beizustimmen, dabei zu loben, was ihm richtig, und zu tadeln, was ihm falsch erschien.

„Unterredung mit dem Sternenboten“, nannte er seine Schrift. Als Wackhenfels ihn wieder aufsuchte, konnte Johannes sie ihm schon zeigen.

„Aha“, meinte dieser, „Ihr seht in den Trabanten, die den Jupiter umkreisen, Monde.“

„Der Jupiter ist viel größer als die Erde, er kann daher mehr Monde an sich binden. Planeten nennen wir doch einzig die Sterne, die um die Sonne herumlaufen.“

„Das leuchtet mir ein“, antwortete Wackhenfels. „Aber wollt Ihr Eure Schrift wirklich veröffentlichen?“ Als Johannes nickte, sagte Wackhenfels: „Dann seid Ihr der erste, der Galileis Entdeckungen anerkennt. In Italien, muß ich Euch sagen, gibt es sogar Leute, die sich weigern, durch das Fernrohr zu sehen. Andere behaupten, was Galilei sähe, wäre Dreck auf dem Glas des Fernrohres. — Wenn Galilei sich geirrt haben sollte, würdet Ihr mit ihm lächerlich gemacht werden. Als Kaiserlicher Mathematiker.“

Wackhenfels' Worte stimmten Johannes bedenklich. Galilei hatte ihm seit Jahren nicht geschrieben. Doch er war kein Scharlatan. Außerdem hatte Wackhenfels selbst durch das Rohr ge-

sehen. Er war zwar kein Astronom, aber die Wirkung des Fernrohres war offenkundig. Johannes hatte schon vor einigen Jahren eine Schrift über die Optik verfaßt und dabei die Vergrößerung durch Linsen beschrieben. Er wollte nicht kleinmütig sein und sagte: „Galilei bekennt sich im Sternenboten zu Copernicus. Ich will ihn unterstützen.“

Nachdem sich Wackhenfels verabschiedet hatte, fügte Johannes seiner Schrift noch folgende Worte an:

„Lieber Galilei, ich glaube an Eure Entdeckung und schmähe die Leute, die Euch einen Lügner nennen, weil man jedermann so lange für glaubwürdig halten muß, bis das Gegenteil bewiesen ist.

Wer hätte gedacht, daß die Schifffahrt über den ungeheuren Ozean weniger gefährlich und ruhiger ist als in den engen, bedrohlichen Golfen der Adria, der Ostsee und in der britischen Meerenge?

Bestimmt wird es keinen Mangel an Bahnbrechern geben, wenn wir die Kunst des Fliegens gemeistert haben.

Bauen wir Schiffe und Segel, die dem himmlischen Äther angepaßt sind, und es wird mehr als genug Leute geben, die keine Furcht vor den leeren Wüsten haben.

In der Zwischenzeit wollen wir für die wackeren Himmelsreisenden Karten der Himmelskörper zeichnen – ich die des Mondes, Ihr die des Jupiter.

Ihr habt in mir den heftigen Wunsch geweckt, Euer Instrument zu sehen, um mich am Schauspiel des Himmels zu erfreuen.

Ich wäre sehr glücklich, wenn Ihr mir dazu verhelfen könntet.

Euer Johannes Kepler.“

Kurz nachdem seine Schrift erschienen war, bekam Johannes zu spüren, wie begründet die Warnung seines Freundes gewesen war.

Er hatte sich viele Feinde gemacht, die ihn verhöhnten. „Ist dem verrückten Italiener auf den Leim gekrochen. Bestätigt ihm, was er über den Himmel zusammenspinnt, selbst aber hat er noch nie ein Fernrohr gesehen. Tüchtiger Astronom, dieser Kaiserliche.“

Ärgerlich war, daß Johannes sie nicht widerlegen konnte. Begriff denn Galilei nicht, daß er in den Nesseln saß? Er hatte ihm doch mitgeteilt, daß er zu ungeschickte Hände hatte, um sich selbst ein Fernrohr zu bauen. Und daß er keinen Handwerker kannte, der dazu in der Lage wäre. Dabei hatte er schon eine Theorie ausgearbeitet, die Dioptrik, nach der man viel bessere Fernrohre konstruieren konnte als die, die Galilei bisher gebaut hatte.

Endlich antwortete Galilei. „Ich habe Eure beiden Briefe erhalten, mein hochgelehrter Kepler. Und ich möchte Euch danken, daß Ihr als erster und beinahe einziger meinen Aussagen vollen Glauben schenktet, obgleich Ihr keine Beweise besaßt. Dank sei Eurem offenen und edlen Geist.“

Was bleibt zu tun? Wir wollen über die Dummheit der Menge lachen, mein Kepler. Die Narren hierzulande wollten mit der Hartnäckigkeit einer Natter nicht einmal durch das Fernrohr sehen. Wahrhaftig, wie jene die Ohren, so haben diese die Augen gegenüber dem Licht der Wahrheit zugehalten. Das ist etwas Arges. Diese Gattung Mensch glaubt nämlich, man müsse die Wahrheit nicht in der Natur suchen, sondern in den Büchern.

Giovanni Antonio Magini schrieb zum Beispiel, man müsse die Monde, die den Jupiter umkreisen, ausmerzen – mit Zauberformeln! Ist das nicht zum Totlachen?“

Gewiß, das war es; doch warum schickte ihm Galilei nicht ein Fernrohr, wo er doch Fürsten und Kardinälen welche schenkte? Sollte man ihn, seinen Zeugen, weiterhin ungestraft verspotten können?

Johannes wollte die Hoffnung schon aufgeben, als eines Tages der Kurfürst von Köln nach ihm fragte, der für einige Wochen den Kaiserhof besuchte.

„Ich habe von Eurer Not gehört, Johannes Kepler. Galilei hat mir ein Rohr geschenkt. Für zwei Wochen will ich es Euch lassen.“

Johannes fieberte dem lang ersehnten Augenblick entgegen. Allein in der ersten Nacht blieb der Himmel bedeckt, und er mußte unverrichteterdinge und frierend den Berg wieder hinabsteigen. Seine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt, denn am nächsten Tag setzte ein Dauerregen ein. Schließlich aber wölbte sich der Himmel tiefdunkelblau über Prag.

Johannes war auf den Burgberg gestiegen. Er klemmte das Rohr in eine Astgabel und setzte sich auf einen Baumstumpf. Er zitterte vor Aufregung und mußte erst einige Male tief durchatmen. Dann hatte er den Jupiter im Blick. Im Fernrohr erschien er groß wie der Mond. Und rechts oben und links unten sah Johannes einen weißen Punkt – die den unbewaffneten Augen unsichtbaren Trabanten des Jupiter.

Am nächsten Abend hatten sie ihren Ort verändert, und ein dritter war hinzugekommen, dem bald ein vierter folgte. Sie wanderten um den Jupiter wie der Mond um die Erde.

Johannes merkte nicht mehr, daß er fror. Er wischte sich die Augen, die ihm vom angestregten Sehen tränkten, und schaute immer wieder auf den Himmel, der ihm wie von einem wunderbaren Gesang erfüllt schien.

Als er dem Kurfürsten das Fernrohr zurückbrachte, fragte ihn dieser: „Habt Ihr gesehen, was Galilei zu sehen behauptete?“

„Alles, edler Herr. Es ist ein herrliches Rohr! Köstlicher als jegliches Zepter. Wer es in seiner Rechten hält, der ist ein König unter den Astronomen.“

„Und wollt Ihr Zeugnis davon geben?“ Kurfürst Ernst von Köln sah ihn fragend an.

„Darf man die Wahrheit für sich behalten? Galilei wird mein Zeugnis helfen.“

„Vielleicht“, antwortete der Kurfürst gedehnt, „aber Ihr seid evangelisch. – Die Inquisition wird Euch als Zeugen verwerfen. Sie hat Galilei in der Hand.“

Johannes wurde bleich. „Die Inquisition?“

„Copernicus' Schriften wurden vom Papst verboten“, hörte er die Stimme des Kurfürsten. „Glaubt Ihr, daß es den Papst freut, wenn Galilei behauptet, seine Entdeckungen bestätigten Copernicus' Weltbild?“

„Dank Euch für das Rohr“, sagte Johannes leise. Bedrückt verließ er das Palais. Mit Gewalt also wollte die Papstkirche die Verteidiger der copernicanischen Astronomie unterdrücken. Sie würde auch die katholischen Herrscher dazu auffordern. Solange Rudolf II. Kaiser war, brauchte Johannes nichts zu fürchten. Aber er war ein schwacher Regent, und sein Bruder Matthias suchte ihn zu stürzen.

Johannes richtete sich auf. Was immer auch kommen mochte, er wollte nicht dem eigenen Ruhm, nicht dem Ruhme eines Herrschers, sondern einzig und allein der Wahrheit dienen und sie nie verleugnen.

17.

Die Befürchtungen erfüllten sich schneller als erwartet. Kaiser Rudolf II., der sich durch seinen Bruder, den Erzherzog Matthias, und die evangelischen Stände Böhmens bedroht fühlte, rief

Söldner nach Prag. Die Bürger verteidigten ihre belagerte Stadt und riefen die böhmischen Stände zu Hilfe. Sie erhoben sich und verbündeten sich mit Erzherzog Matthias, der mit einem großen Heer nach Prag zog.

Die Unruhe in der Stadt wuchs täglich. Johannes hatte Mühe, seine Arbeit über die Dioptrik, über die Lichtbrechung und die Benutzung des Teleskops, fertigzustellen. Dabei war es so wichtig, das Sehen mit dem Fernrohr verständlich zu machen, denn viele meinten, die Beobachtungen am Himmel wären Trugbilder oder Hirngespinnste.

Mit den Truppen war eine neue Gefahr ins Land gekommen. Sie hatten das Fleckfieber und die Pocken mitgebracht. Die Seuchen breiteten sich aus wie der Wind. Schon waren Nachbarn erkrankt. Und auch Keplers Kinder, die inzwischen schon herangewachsen waren, wurden nicht verschont. Ludwig klagte als erster über Schwindel und Kopfschmerzen. Er begann zu fiebern, erbrach sich und bekam blutenden Ausschlag im Gesicht, auf dem Bauch und den Oberschenkeln. Susanne und Friedrich erkrankten zwei Tage später auf die gleiche Weise. Sie hatten die Pocken.

Ludwig und Susanne überstanden das Eiterfieber, doch Friedrich bekam mit dem Schüttelfrost am neunten Tag auch in der Mundhöhle und im Rachen den fürchterlichen Ausschlag. Er lag ohne Bewußtsein, redete irre und röchelte.

„Er wird uns ersticken“, sagte Johannes zum Arzt, der seine Besorgnis hinter einer undurchdringlichen Miene verbarg.

„Hebt ihn ein wenig hoch, wenn der Anfall kommt.“ Der Arzt hatte wenig Zeit. In allen Häusern warteten Kranke auf ihn.

Barbara wich nicht vom Lager Friedrichs, der ihr so ähnlich sah. Ihr schönes Gesicht war verklärt, und solange sie bei dem Jungen war, bemühte sie sich, heiter zu sein. Ab und zu durfte Johannes sie ablösen. Wenn Friedrich nach Luft rang, richtete er

ihn auf. Er drückte ihn an sich, suchte ihm das Atmen zu erleichtern. Aber Friedrich wurde immer schwächer, und eines Tages starb er in seinen Armen. Behutsam ließ Johannes den leblosen Körper aufs Bett gleiten, strich ihm die verklebten Haare glatt.

Barbara war wie verwandelt. Mechanisch versorgte sie den Haushalt. Sie schonte sich nicht, half nachmittags Kranken in anderen Häusern. Sie aß wenig, schlief kaum, magerte ab und bekam eine blasse, durchscheinende Haut.

Ihr Körper war geschwächt, sie bekam Fieber, und eines Morgens konnte sie nicht aufstehen. Sie phantasierte, rief nach Johannes, fragte, wie es Friedrich ginge.

Johannes saß oft stundenlang an ihrem Bett und hielt ihre Hände. Aber Barbara merkte von all dem nichts. Sie schien tief zu schlafen. Als das Fieber heftiger wurde, jammerte sie und stöhnte.

Johannes wurde wortkarg. Er aß hastig und starrte gedankenverloren vor sich hin. Regina versuchte, ihn zu trösten, aber Johannes wußte, daß Barbara sterben würde.

Gleich nach der Beerdigung vertraute Johannes seine Kinder einer Bekannten auf dem Lande an. Die Zustände in Prag verschlimmerten sich täglich. Kaiser Rudolf II. lag im Sterben. Erzherzog Matthias würde sein Nachfolger werden, und Johannes bezweifelte, daß er Kaiserlicher Mathematiker bleiben dürfe.

Das Unglück, das ihm mit dem Tode seiner Frau und seines Sohnes widerfahren war, und die Angst vor neuen Kämpfen verleiteten ihm die Stadt. Die Gegensätze zwischen der katholischen und der evangelischen Partei wurden immer größer. Was er in Graz erlebt hatte, konnte sich in Prag leicht wiederholen. Auch sehnte er sich nach seiner Heimat, und so bat er den Senat der Universität Tübingen abermals um eine Anstellung. Vielleicht würde man ihm die Professur Mästlins übergeben, der die Alters-

grenze schon überschritten hatte. Jetzt, wo er seit zehn Jahren Mathematiker des Kaisers und in vielen Ländern hoch geachtet war, würde ihn der Senat nicht wieder abweisen.

Doch er hatte den Starrsinn der Theologen unterschätzt. – Die Absage traf ihn schwer. Er war jetzt vierzig Jahre alt. Die ersten grauen Fäden durchzogen sein Haar. Drei Kinder mußte er versorgen.

Da hörte er, daß in Linz die Stelle des Landschaftsmathematikers frei war, und bewarb sich bei den Ständen. Er erhielt eine Zusage, doch der neue Kaiser Matthias bestellte Johannes zu sich.

„Ich weiß die Dienste, die Ihr dem Kaiserlichen Haus Habsburg geleistet habt, zu schätzen“, begann er. „Ich möchte, daß Ihr im Amt bleibt und die Sterntafeln aufstellt.“ Der Kaiser genoß das Erstaunen Keplers, das er noch steigern konnte, denn er wußte von Keplers Plänen für Linz.

„Ich brauche Euch demnächst auf dem Reichstag in Regensburg für ein Gutachten über den Kalender“, fuhr er fort. „Auch Ihr haltet ja wohl den Gregorianischen für den besseren. Er soll in allen Ländern des deutschen Reichs eingeführt werden. Die unterschiedlichen Daten und Feste sind ein Ärgernis.“

„Ich bin Eurer Majestät gern zu Diensten“, antwortete Kepler, „allein ich habe mich bereits den Ständen in Linz verpflichtet.“

Kaiser Matthias blinzelte seinen Räten zu. „Das weiß ich natürlich“, entgegnete er. „Ihr werdet ganz einfach beides tun. Dient den Ständen in Linz, und wenn ich Euch brauche, werden sie Euch beurlauben.“

Johannes' Lebensgeister erwachten, die Überraschung war gelungen. Neue Herrscher gaben sich am Anfang gern großzügig, aber das Angebot konnte er bedenkenlos annehmen. Er mußte sich Mühe geben, würdigen Schrittes das Schloß zu verlassen. Eine zweite Stelle und das kaiserliche Gehalt! Endlich trat etwas

Sonne hinter den dunklen Wolken hervor, die sein Leben in der letzten Zeit beschattet hatten.

Es würde nur nicht leicht werden, die Wünsche der Stände und die des Kaisers gleichermaßen zu erfüllen. Viele Reisen würde er unternehmen müssen, und es würde wenig Zeit für das Tafelwerk übrigbleiben. Aber erst mußte er einen neuen Hausstand schaffen. Regina konnte nicht immer für die kleinen Geschwister aufkommen. Sie brauchten wieder eine Mutter und er eine Frau.

Es war nicht leicht, die richtige zu finden. Freunde rieten ihm zu dieser und zu jener. Alle wollten, daß er eine reiche und vornehme Frau auswählte, auch Regina, die sich inzwischen verlobt hatte.

Aber Johannes' Sinne und Gedanken kehrten immer wieder zu Susanna Reuttinger zurück. Sie war eine Waise und lebte bei einer adligen Familie, den Starhembergs, als Gesellschafterin. Sie war siebzehn Jahre jünger als Johannes, hatte ein liebes Gesicht und heitere Augen. Susanna war bescheiden, sparsam und fleißig. Sie mochte seine Kinder gern, und den Kleinen gefiel sie auch. Warum sollte sie wegen ihrer Armut zurückstehen? Er empfand eine geheime Freude, daß Susanna in seinem Herzen allein regierte. Er spürte ihre Liebe und war glücklich. Liebe war unendlich mehr als Rang, Geld und Herkunft.

Als er vor dem Traualtar stand, neben sich Susanna, dankte er Gott, ihn zur Wahrheit geführt und ihn gelehrt zu haben, die Dinge zu verachten, von denen Susanna nichts besaß.

Kurz nach seiner Hochzeit rief ihn Kaiser Matthias zum Reichstag nach Regensburg. Susanna war traurig, daß sie so lange Zeit getrennt sein würden, aber sie war auch stolz auf Johannes.

Regensburg gefiel ihm sehr, der Dom, die prächtigen Häuser und starken Befestigungen. Die Stadt war belebt wie ein Dorfplatz zur Kirmes. Fürsten und Barone wetteiferten untereinander in Hofstaat und Gefolge. Regensburg glich einem Gasthaus. Überall

wohnten Räte, Geistliche, Marschälle, Kammerherren, Roß- und Wagenlenker, Ritter, Grafen, Landsknechte, Köche, Barbieri, Schuhmacher, Schneider.

Der Reichstagssaal war festlich geschmückt. Die Fürsten saßen mit ihren Ratgebern auf Bänken, an den Wänden postierten sich ihre Gefolgsleute. Der Thron des Kaisers stand auf einem Podest zwischen zwei Fenstern, überdacht von einem Baldachin. Stimmengewirr erfüllte den Saal, doch als der Kaiser eintrat, wurde es still. Johannes war beklommen zumute. Die Fürsten standen sich feindlich gegenüber, je nachdem, ob sie der evangelischen Union oder der katholischen Liga angehörten. Nur die Kurfürsten von Sachsen und von Brandenburg gaben sich neutral.

Kaiser Matthias suchte zu vermitteln. „Die Einheit unseres Reiches und der Friede fordern Einsicht von uns allen.“

„Und warum duldet der Kaiser die Verfolgung der Evangelischen in Niederösterreich und Bayern?“ fragte der pfälzische Kurfürst mit erhobener Stimme.

„Wir mahnen zur Eintracht, jeden.“

„Aber die Papisten halten sich nicht daran!“ Irgend jemand hatte diesen Satz gerufen. Zustimmendes Gemurmel und Protestrufe ertönten. Die Glocke des Zeremonienmeisters ertönte. Es wurde still.

„Man sieht den Splitter im Auge des Bruders, aber nicht den Balken im eigenen“, sagte der Kaiser. „Ich wünsche den Frieden zwischen den Konfessionen.“

„Warum aber sollen wir Evangelischen den Kalender der Papisten annehmen?“ Der Herzog von Württemberg erhob sich. „Eure Majestät haben unser volles Vertrauen“, fuhr er mit einer Verbeugung fort, „aber wir Evangelischen empfinden den neuen Kalender als Angriff auf unsere Glaubensfreiheit.“

„So ist es!“ riefen einige evangelische Fürsten, während einige der katholischen herausfordernd lachten.

Johannes sah seinen Landesherrn Johann Friedrich von Württemberg fest an und trat, einem Wink des Kaisers folgend, vor den Thron. Er hatte keine Angst, doch die vielen Augen, die sich auf ihn richteten, ließen sein Herz klopfen.

„Mein Mathematiker, der Euch allen gut bekannte Johannes Kepler, wird die Gründe für den neuen Kalender darlegen“, sagte der Kaiser nachdrücklich. „Bedenket auch, wie das Leben in Unserm Reich durch zwei verschiedene Kalender erschwert wird.“

„Wieso haben die Papisten denn unseren altbewährten Kalender verworfen?“ ertönte die Stimme des pfälzischen Kurfürsten, doch die Aufmerksamkeit richtete sich auf den Kaiserlichen Mathematiker.

Johannes' Stimme klang belegt, und er räusperte sich mehrmals. „Es gab schon mehrere Arten von Kalendern in der Geschichte der Menschen, wie jedermann hier weiß. Die Ägypter legten dem Kalender ein Sonnenjahr von dreihundertfünfundsechzig Tagen zugrunde. Die Griechen rechneten nach Mondmonaten. Julius Cäsar schuf dann sechsundvierzig Jahre vor Christi Geburt“ – er betonte das „vor“ – „den teilweise noch heute gebräuchlichen Kalender, wobei ich einflechten möchte, daß Jesus Christus nach dieser Zeitrechnung nicht im Jahre null, sondern, wie aus der damaligen Beschreibung des Himmels hervorgeht, fünf Jahre später geboren wurde.“

Ein erstauntes Raunen ertönte, Kardinäle und Bischöfe runzelten unwillig die Stirn.

„Die Schwierigkeit besteht nur darin“, fuhr Johannes fort, „daß ein Sonnenjahr nicht genau dreihundertfünfundsechzig Tage beträgt, anders gesagt, daß die Erde bei ihrem Lauf um die Sonne erst nach dreihundertundfünfundsechzig Tagen und fünf Stunden, achtundvierzig Minuten, sechsundvierzig Sekunden wieder zum Frühlingspunkt zurückkehrt.“



Der Kalender Julius Cäsars berücksichtigt diese Abweichung weniger gut als der von Papst Gregor eingeführte. Bekanntlich weicht der Julianische bereits um 10 Tage von dem Frühlingspunkt ab. Diese Gründe sprechen für den neuen Kalender.“

Johannes verbeugte sich und trat zurück.

„Ich verbitte es mir, hier vor der erlauchten Versammlung von der Bewegung der Erde zu sprechen!“ rief ein Kardinal aufgebracht. „Bekanntlich hat Seine Heiligkeit der Papst die Schriften des Ketzers Copernicus verboten.“ Seine Worte klangen scharf und abgehackt.

„Jetzt fällt Ihr schon über Eure eigenen Fürsprecher her!“ rief der Kurfürst von Sachsen. „Es geht nicht um den Frühlingspunkt. Nötig ist ein einheitlicher Kalender.“

„Ich bin anderer Ansicht.“ Der Herzog von Württemberg erhob sich und entrollte ein Pergament. „Keplers Lehrer, der hochgelehrte Professor Mästlin, hat in diesem ausführlichen Gutachten den papistischen Kalender verworfen. Wir haben Kepler keine Professur an unserer bewährten Universität gegeben, obgleich er sich mehrfach darum bewarb, weil er weder seine ketzerischen Ansichten über die Bewegung der Erde noch die über unseren Glauben aufgab.“ Er warf einen mitleidigen Blick auf Kepler.

„Wir wollen bei der Sache bleiben“, wandte der sächsische Kurfürst ein. „Es geht um den Kalender und nicht um Kepler. Unser lieber Herzog von Württemberg hat den Gründen Keplers nur eine lange Rolle aus Pergament entgegengehalten.“

Der Streit ging weiter. Johannes merkte bald, daß die evangelischen Fürsten den neuen Kalender nicht übernehmen wollten, weil sie darin eine Machterneuerung des Papstes sahen. Alles, was Papisten taten, war schlecht für die Evangelischen. Umgekehrt war es nicht anders.

Doch in die Zukunft wollten sie alle gern sehen. Johannes

konnte sich vor Aufträgen kaum retten. Evangelische wie Katholische oder Calvinisten bestellten bei ihm, dem Kaiserlichen Astronomen, ein Horoskop. „Er hat die besten Sterntafeln mit den Beobachtungen von Tycho de Brahe“, flüsterte man sich zu. In Wirklichkeit wollte jeder, daß man ihm prophezeite, was er sich selbst wünschte.

Wie die Menschen sich das mit den Sternen so dachten! Dabei brauchten sie die Sterne nicht zu fragen, die Zeichen auf der Erde waren deutlich genug.

„Ihr seht schwarz für die Zukunft“, sagte der pfälzische Kurfürst, unzufrieden mit seinem Horoskop. „Was veranlaßt Euch dazu?“

„Die Eiferer führen das Wort, edler Fürst. Sie schwimmen auf den Wogen des Hasses, der die Menschen blind macht und sie zur Raserei führt.“

Nicht nur um den Kalender und die Konfessionen stritten protestantische und katholische Fürsten, beide wollten vor allem ihre Macht erweitern. Das zeigte Johannes der Streit um das Herzogtum Jülich-Kleve. Die Habsburger beanspruchten das Land, aber auch Kursachsen und Wilhelm von Pfalz-Neuburg und der Kurfürst von Brandenburg.

Der Friede hing an seidenen Fäden. Jeder suchte sich durch Verbündete stark zu machen. Die Katholischen stützten sich auf die Liga und Spanien, die Evangelischen auf die Union, England, Frankreich und die Niederlande.

Johannes Kepler empfand die Gefahr wie ein drohendes Unwetter. Vergeblich hatte er seine Stimme für Frieden und Harmonie des Zusammenlebens erhoben. Voller Sorge reiste er nach Linz zurück.

In Linz lebte sich Johannes bald ein. Das Landhaus der Stände erinnerte ihn an das Grazer Landhaus, und die Hofgasse, in der er ein Haus bezogen hatte, ähnelte der Stempfergasse. Nur war die Donau viel mächtiger als die Mur. Gern ging er mit Susanna am Abend auf den Schloßberg, unter sich den breiten Strom und die Dächer der Stadt. Ab und zu kamen Schiffe aus Württemberg. Er war der Heimat um zwei Tagesreisen näher.

Verglichen mit Prag verlief sein Leben ruhig. Linz war viel kleiner und nicht Sitz eines Kaisers. Johannes konnte sich mehr seiner Frau und seinen Kindern widmen, auch Geselligkeit mit Freunden und Bekannten pflegen. Er traf ehemalige Flüchtlinge aus Graz, und eine besondere Freude war das Wiedersehen mit Oberndorffers.

Johannes hätte das unruhige höfische Leben gern hinter sich gelassen. Er fühlte sich mit dem auf Fleiß und Sparsamkeit gegründeten bürgerlichen Leben verbunden. Die Stände entrichteten das Gehalt pünktlich und in voller Höhe; er brauchte nicht mehr als Bittsteller einen Schatzmeister zu bedrängen.

Aber seine Freude wurde bald getrübt. Daniel Hitzler, Hauptpastor in Linz, sah in ihm ein rüdiges Schaf der evangelischen Gemeinde. Er verlangte von Johannes die Unterschrift unter die Konkordienformel, und als Johannes sich weigerte, schloß er ihn vom Gottesdienst aus.

Johannes merkte, daß einige Bekannte ihn zu meiden begannen und ihn wie einen Abtrünnigen betrachteten. Sie verübelten ihm auch seine Beziehung zu gelehrten Jesuiten. Doch andere hielten zu ihm; so großen Einfluß hatte der Hauptpastor nicht.

Johannes erkannte den Ausschluß nicht an und bat die oberste Kirchenbehörde in Württemberg um Beistand. Mästlin jedoch riet ihm, die Konkordienformel zu unterschreiben. Außenseiter

wären in diesen Zeiten unerwünscht. Aber Johannes widerstrebte es, gegen seine Überzeugung zu handeln. Ein evangelischer Christ mußte die Freiheit haben, sich für den Frieden mit anderen Glaubensbekenntnissen einzusetzen. Die Theologen sollten das endlich begreifen.

Viele der einfachen Leute hielten insgeheim zu Johannes, sie empfanden Genugtuung, daß jemand dem übereifrigen Hauptpastor die Stirn zu bieten wagte.

Eines Morgens fuhr Pastor Hitzler die Hofgasse hinunter. Er war vor dem Frühstück vom Schloßherrn verabschiedet worden, und Hunger und Durst trieben ihn eilig nach Hause. Da kam ihm plötzlich von der anderen Seite ein Leiterwagen entgegen.

„He, Fuhrmann“, rief er ärgerlich, „fahr Er zurück.“

„Ja, wieso denn ich?“ fragte der Fuhrmann, „Ihr habt doch den Ausweichplatz überfahren.“

„So?“ Daniel Hitzlers Augen funkelten zornig. Sein gewellter Schnurrbart wippte. „Zu welcher Gemeinde gehört Er denn?“

„Was geht Euch das an, Hochwürden? Hier leben auch Katholische.“

Männer, Frauen und Kinder waren stehengeblieben und umringten die Wagen.

„Mehr Respekt vor unserm Hauptpastor“, rief jemand mit schriller Stimme.

„Was heißt Respekt“, antwortete ein anderer brummig. „Der Fuhrmann ist im Recht.“

„Du bist wohl ein Papist?“

„Aber geh, das ist kein Glaubensstreit.“ Zustimmendes Gemurmel erscholl. Daniel Hitzler wurde unsicher, schoß einen wütenden Blick auf den Fuhrmann und lenkte ein.

Weiterfahren konnte er aber doch nicht, denn der Fuhrmann hielt drei Häuser weiter, blockierte die Räder, legte die Rutsche an und rollte ein Faß vom Wagen.

„Wein für den Kaiserlichen Mathematiker“, rief er und grinste. „Dauert nicht sehr lange, Hochwürden. Gott ist mit den Gedul- digen und Sanftmütigen.“

Hauptpastor Hitzler stieg erbot vom Wagen, just in dem Augenblick, als Kepler aus dem Hause trat.

„Ah, unser Hauptprediger. Wollt Ihr nicht einen Tropfen kosten? Ich habe einen guten Schinken und vorzüglichen Käse. Susanna!“ rief er, „wir haben einen hohen Gast, unsern Haupt- pastor Hitzler.“

„Ach du lieber Gott.“ Susanna erschrak. Wie sie diesen Hitzler liebte, der Johannes einmal als einen verschlagenen Calvinisten und ein andermal als versteckten Papisten verschrie.

„Oh“, antwortete sie, „welch eine Freude!“

„Geht nur hinein“, sagte Johannes, „ich hab derweil noch die Fässer abzunehmen.“ Er schob den Hauptpastor, der ihn um einen Kopf überragte, sanft durch die Haustür, während er dem Fuhrmann in den Keller folgte.

„Schenken S' Hochwürden nur ordentlich einen ein.“ Der Fuhrmann steckte grinsend eine Rute durch das Spundloch. „Dreihundertzehn Liter“, fuhr er fort. „Einer von den besten, würzig, prickelnd und oho.“

„Gut“, lobte Johannes. Er gab dem Kutscher das Geld und zapfte eine Kanne voll ab.

„Sagt nur, wie kommt Ihr auf dreihundertzehn Liter?“

„Wollen S' nachmessen mit der Rute?“ Der Fuhrmann zog eine beleidigte Miene.

„Das nicht“, murmelte Johannes nachdenklich. „Aber es müßte auch möglich sein, den Inhalt der Fässer zu berechnen.“

Das Gesicht des Fuhrmanns hellte sich auf. „Mir genügt die Rute. Aber wenn Ihr rechnen wollt. Behüt di Gott.“

Daniel Hitzler ging unruhig in der Stube auf und ab.

„Aber nehmt doch Platz, Hochwürden.“ Susanna legte ein

weißes besticktes Tuch auf den Tisch und stellte ein Brett mit belegten Broten darauf.

„Greift nur schon zu“, forderte sie ihn auf, „man merkt’s doch, daß Ihr Hunger habt.“

„Man dankt, liebe Frau, man dankt.“ Hitzler war verlegen. Es war zwar üblich, daß man einen Pastor bewirtete, doch ausgerechnet bei Keplers. Sein Hunger siegte. Als Johannes eintrat, kaute er mit beiden Backen.

„Wohl bekomm’s.“ Johannes schenkte zwei große Becher voll Wein. „Auf Euer Wohl, strenger Hüter der Gemeinde.“

„Der Herr sei mit Euch.“ Hitzler spülte die ärgerliche Anspielung mit einem tiefen Schluck hinunter. „Guter Tropfen, muß ich sagen, Kepler. Wenn Ihr doch nur fest zu unserm Glauben stehen würdet.“

„Zum Wohle“, entgegnete Johannes und trank Daniel Hitzler zu. „Ihr glaubt, ich schätze Euch nicht“, sagte er, „weil Ihr mich ausgeschlossen habt. Aber das stimmt nicht.“

„Ich bin nicht nachtragend, Kepler.“ Daniel Hitzler fühlte sich emporgehoben. „Wie gern würde ich Euch das Abendmahl gewähren. Allein Ihr lauft mit zweifelhaften Meinungen herum und verdunkelt die rechte Lehre mit wirren Gedanken.“

„Der Wein ist von Starhembergs“, entgegnete Johannes. „Schmeckt er nun calvinistisch?“ Er schenkte dem Hauptpastor ein.

„Widerruft Eure Ketzereien!“ antwortete der Pastor.

Doch Johannes schüttelte den Kopf. „Mit Verlaub, auch Ihr werdet noch einmal begreifen, daß Gott nicht den Streit, sondern den Frieden wünscht.“

„Schlimm ist es um Eure Seele bestellt“, murmelte Hitzler, während Johannes ihn zu seinem Wagen führte. Dreimal verfehlte der Fuß des Hauptpredigers den Tritt, dann zog er sich mühsam auf den Bock.

Die Pferde zogen an. Die Räder rutschten über das Kopfsteinpflaster, denn Hitzler hatte vergessen, die Bremsen zu lösen.

„Guten Rutsch!“ rief Johannes ihm nach. Er lachte, bis der Wagen verschwunden war.

Eine Woche später sprach Daniel Hitzler vor den Landständen: „Als oberster Hüter der Gemeinde darf ich es nicht länger dulden, daß Johannes Kepler weiterhin unseren Kindern das Gift falscher Ansichten eingießt.“

„Kepler unterrichtet in Mathematik und Astronomie“, entgegnete der Landeshauptmann Helmhart Jörgen, „nicht in Religion und auch nicht in der Schule, sondern zu Hause, und wer zu ihm geht, tut das aus freien Stücken.“

Der Hauptpastor war entrüstet. „Seht Ihr denn nicht, daß man jeden Bruder von ihm wie von einem Aussätzigen fernhalten muß und ganz besonders die jungen Menschen?“

„Ich habe noch keinen Schaden bemerkt“, entgegnete der Landeshauptmann hartnäckig.

„Ich verlange die Entlassung Keplers.“ Hitzlers Stimme hatte sich überschlagen. Die Worte hallten durch den Saal.

„Habt Ihr, Hauptprediger Daniel Hitzler, bedacht, daß Johannes Kepler mit der Entlassung in wirtschaftliche Not geraten wird?“ Der Landeshauptmann sah stirnrunzelnd von einem zum andern. „Und habt Ihr bedacht, Hochwürden, daß es unserer Gemeinde nicht zur Ehre gereichen kann, wenn wir den Kaiserlichen Mathematiker brotlos machen, einen Mann, der in allen christlichen Ländern hochangesehen ist?“

Hitzler tupfte sich den Schweiß von der Stirn. „Ich habe nur eines zu bedenken“, sagte er unwirsch, „die Reinheit unseres evangelischen Glaubens und die Einigkeit in der Gemeinde.“

„Gut“, sagte der Landeshauptmann. „Wir stimmen ab.“

Obgleich das Ergebnis nicht bekannt werden sollte, sprach es sich doch schnell in der Stadt herum.

„Geschieht ihm nur recht, diesem Eiferer“, sagten die einen.

„Aber wenn der Kepler nun doch ein verschlagener Papist oder Calvinist ist?“

Auch am Stammtisch im Ratskeller rissen die Gespräche nicht ab. „Bin gespannt, ob der Hitzler und der Kepler kommen werden“, sagte einer.

„Ganz bestimmt kommt Kepler“, entgegnete Oberndorffer. „Für ihn war die Abstimmung ein Sieg.“

Die Tür ging auf. Herein kamen fast zur gleichen Zeit Johannes Kepler und Daniel Hitzler.

„Nun, das ist eine gute Überraschung“, rief man ihnen entgegen.

„Zufall!“ verwahrte sich Hitzler. „Ich nehme gar nichts zurück.“

„An Eurer Stelle würd ich mich freuen“, sagte Oberndorffer. „Ihr werdet noch froh sein, wenn Ihr Kepler um was bitten dürft.“

„Nie!“ rief Hitzler überzeugt.

Johannes lachte und hob den Humpen. „Gott ist der Urheber des Friedens und der Eintracht.“

Hitzler zog einen Brief aus der Weste. „Hier schreibt das Tübinger Konsistorium: ‚Kepler soll seine fürwitzige Natur im Zaum halten. Selbst wenn er scharfsinniger ist als Aristoteles und Ptolemäus, begreift er nicht die Heilige Schrift. Er ist ein Ketzer, den Herr Hitzler nicht aus blindem Eifer, sondern mit Recht von den anderen Schäflein auf der Weide und der Tränke fernhält. Wir können die astronomischen Spitzfindigkeiten und überheblichen Hirngespinnste des Schwindelhirnleins nicht billigen. Das Letzköpflein Kepler möge die göttliche Wahrheit demütigen Glaubens empfangen oder die Gemeinschaft unserer Kirche meiden.‘“

Daniel Hitzler blickte triumphierend auf Oberndorffer und die anderen, die ihre Köpfe über die Humpen gesenkt hielten.

Johannes rief den Wirt und bestellte für alle ein Maß Wein. Dann sagte er: „Nicht Spitzfindigkeiten, mein lieber Daniel Hitzler, sondern brüderliche Liebe verlangt Jesus Christus von uns. Die Lieblosigkeit gegeneinander ist das wilde Fleisch, die böse Geschwulst am Leib der Christenheit. Schaut auf den indischen Kaiser Akbar, der alle Religionen zu vereinigen suchte. In seinem Reich sind auch Mohammedaner und Christen frei. Wieviel näher ist er unserm Herrn als Ihr, Daniel Hitzler, und das Konsistorium oder der Papst.“

Daniel Hitzler erhob sich aufgeregt. Es schien, als wollte er wie von einer Kanzel reden, doch bevor er ein Wort hervorbringen konnte, zog Oberndorffer ihn energisch auf den Stuhl zurück und sagte barsch: „Jetzt hört mal auf. Wir wollen in Ruhe unsern Wein trinken.“

19.

Obleich Johannes' Anstellung gesichert war, bedrückte ihn der Ausschluß aus der evangelischen Gemeinde sehr. Er durfte am Abendmahl, der heiligsten Handlung des Gottesdienstes, nicht teilnehmen und war damit in den Augen vieler Glaubensbrüder geächtet. Nur mit Mühe gelang es ihm, sich auf den Unterricht zu konzentrieren, und erst nach und nach gewann er Kraft für seine astronomische Arbeit.

Er mußte unbedingt ein Lehrbuch der copernicanischen Astronomie schreiben, alle sollten sehen, welch wunderbare Harmonie dem Planetensystem zugrunde lag: daß die Erde genau wie die anderen Planeten um die Sonne herumfliegt; in Sonnennähe schneller als in Sonnenferne und auf ellipsenförmigen Bahnen. Während er an dem Lehrbuch arbeitete, machte er eine aufregende Entdeckung: Je weiter ein Planet von der Sonne entfernt war, desto länger war seine Umlaufzeit. Ob zwischen dem Ab-

stand eines Planeten von der Sonne und seiner Umlaufzeit ein mathematisch faßbarer Zusammenhang bestand?

Johannes folgte diesem Gedanken und verglich die Umlaufzeiten der Planeten mit den Abständen von der Sonne. Wieder begann eine endlose Rechenarbeit. Wochen und Monate vergingen. Aber die Rechnungen gingen nicht auf.

Wo lag der Fehler? War sein Wunsch nach Harmonie so übermächtig gewesen, daß er sich eine Wahrheit vorgaukelte? Mit einem Male lag ihm der Zweifel wie ein Eisberg auf der Brust.

Seine Finger strichen wie im Traum über die mit engen Zahlenreihen und Zeichnungen bedeckten Blätter. Die Gegenproben ergaben Fehler in den Rechnungen. Die Zahlen verschwammen ihm vor den Augen. Er mußte alles noch einmal durchrechnen.

Heftig wehte der Märzwind über die Dächer. Johannes merkte nicht mehr, was er aß. Er kam sich vor wie ein Rädchen im Uhrwerk, angetrieben von der Idee, das Rätsel zu lösen. Es wurde Mai. Die Eisheiligen warfen Kälte und Regen über das Land. Susanna ließ sein Arbeitszimmer heizen. Am 15. Mai wehte warm und trocken der Föhn über die Berge. Der 16. Mai spiegelte sich mild und blau in der Donau.

Johannes erwachte wie aus einem Alptraum. Er war mit den Nachrechnungen fertig. Mit einem flüchtigen Blick streifte er die Ergebnisse, geschafft. Er verließ das Haus und stieg auf den Schloßberg, blickte sinnend auf den anschwellenden Strom. In den Wellen brachen sich die Sonnenstrahlen. Ellipsen und Winkel wirbelten durcheinander. Allmählich legte sich seine Erregung. Es gab keinen Zweifel mehr. Er hatte die Ergebnisse im Kopf. Wenn man die Umlaufzeiten der Planeten ins Quadrat erhob, verhielten sie sich wie die dritte Potenz ihres mittleren Abstands von der Sonne.

Die Sonne! Ihre Kraft hielt die Planeten im Bann, führte sie um sich herum in einer göttlichen Harmonie, nach strengen Gesetzen,

ewig gleichbleibend und geheimnisvoll. Die Erde auf einer Bahn zwischen Venus und Mars. Dabei drehte sie sich um sich selbst, rasend schnell, vierzigtausend Kilometer in vierundzwanzig Stunden.

Johannes verfolgte den Untergang der Sonnenkugel. Sie färbte sich gelb und rot wie ein Apfel, tauchte Stück für Stück unter den Horizont. Farben wanderten über den Himmel und verloren sich in einem milchigen Weiß.

Wie in einem Rausch kehrte er zurück. Es war ihm, als habe er das Weltall mit den Augen Gottes gesehen. Er preßte den Kopf an die in Blei gefaßten Scheiben. Nach und nach verlor sich das Licht in der Gasse. Hinter den winzigen Fenstern des gegenüberliegenden Hauses flammte ein Kienspan auf. Die ersten Sterne schimmerten in dem dunkler werdenden Himmelsblau, darunter der Jupiter mit seinen Monden.

Unendlich weit war der Weltenraum. Er sah den Reigen der Planeten in einem überhellen Licht, begleitet von wunderbaren Klängen. So wie jeder Planet eine bestimmte Größe und Geschwindigkeit besaß, so erzeugte jeder einen bestimmten Ton, stimmte ein in einen Chorgesang, der die Sonne umgab, die Quelle des Lichts und des Lebens. Überall war Harmonie, im Kleinsten wie im Größten. –

Susanna brachte eine Kerze herein, strich Johannes über das Haar und ging leise hinaus. Er legte die Manuskriptseiten für das Lehrbuch in den Schrank. Jetzt mußte er erst die neuen Erkenntnisse aufschreiben.

Harmonices Mundi – Die Weltharmonie – wollte er das neue Buch nennen. Johannes schrieb und schrieb. Die Worte folgten seinen Gedanken. Der Leser sollte nicht nur das Ergebnis erfahren, sondern den Weg dahin und auch die vielen Irrwege und Irrtümer. Er wandte sich direkt an die Leser, als wenn er mit ihnen spräche. „Verzeiht ihr mir, so freue ich mich. Zürnt ihr mir, so

ertrage ich es. Wohlan, ich werfe den Würfel und schreibe das Buch für die Gegenwart oder die Nachwelt. Aber ich schreibe die Wahrheit.“

Als er die Niederschrift beendet und in die Druckerei gegeben hatte, war ihm, als wäre er aus fernen Welten auf die Erde zurückgekehrt. Ihn begannen wieder die Neuigkeiten des Tages zu interessieren. In Graz sprach man von nichts anderem als von dem Prager Fenstersturz. Die Leute amüsierten sich köstlich, daß die Böhmisches Stände die Kaiserlichen Räte Martinez und Slawata aus dem Fenster geworfen hatten. Ein Misthaufen hatte ihnen das Leben gerettet. Manche bedauerten es, denn Martinez und Slawata waren allzu treue Lakaien des Kaisers und hatten die Rechte der evangelischen Stände beschnitten, wenn auch im Auftrage des Kaisers.

Johannes war nicht zum Lachen zumute. Der Kaiser hatte gemerkt, daß seine Herrschaft dort am sichersten war, wo die katholische Kirche allein bestand. Er wurde von den Jesuiten gedrängt und konnte den Willkürakt der Stände zum Vorwand schärferer Maßnahmen ausnutzen.

Die Einladung des Freiherrn von Starhemberg kam wie gerufen. Mit ihm konnte Johannes über die politischen Verhältnisse sprechen. Auch hatte Johannes seiner Frau schon lange einen Ausflug versprochen. Starhemberg hatte noch mehr Gäste geladen, aber Keplers sollten schon zum Mittagessen kommen.

Nach dem Frühstück holte eine Kutsche sie ab. Die Sonne erhob sich hell und warm aus dem Morgendunst. Weiße Wolken zogen gemächlich über den dunkelblauen Himmel. In hundert Farben schwelgten die Felder, Wiesen und Wälder.

Johannes war glücklich. Neben ihm seine junge, hübsche Frau in einem weiten Spitzenkleid. Hinter ihnen Ludwig, der in der Landschaftsschule gut vorankam. Ihre Kleinen hatten sie Nachbarn anvertraut.

Der Weg führte über Berge und Täler. Starhembergs Schloß lag in einem gepflegten Park. Der Freiherr und seine Frau kamen ihnen auf der Freitreppe entgegen.

„Willkommen in Eferding“, sagte Starhemberg freundlich. Die Freifrau küßte Susanna auf die Stirn und führte sie mit sich fort. „Also, es gibt heute Forelle, gebratene Hähnchen und ...“ Ihre Stimmen entfernten sich.

„Habt Ihr Lust, ein wenig auszureiten, Kepler?“ fragte Starhemberg. „Die Pferde sind schon gesattelt.“

„Nichts lieber als das“, antwortete Kepler. Eine Zeitlang ritt der Freiherr schweigend neben Kepler, bis Johannes ihn nach den Ereignissen in Prag fragte.

Der Freiherr schien darauf gewartet zu haben, denn er ging sofort auf das Thema ein. „Der Kaiser hat den Böhmen verboten, Ständeversammlungen einzuberufen. Das werden sie sich nicht gefallen lassen. Zu Recht, denke ich. Im Augenblick steht nicht viel zu befürchten, der Kaiser ist krank. Man denkt an seinen Tod. Aber dann!“

Johannes lief eine Gänsehaut über den Rücken. Der Erbfolge nach war Erzherzog Ferdinand an der Reihe, der bereits zum König von Böhmen gewählt worden war, der gleiche Mann, der ihn aus Graz vertrieben hatte.

„Die Stunde der Entscheidung steht bevor“, fuhr der Freiherr fort. „Im Vertrauen, die böhmischen Stände werden nach dem Tod Kaiser Matthias' einen neuen König wählen. Habsburg bleibt Habsburg. Ihr kennt ja Ferdinand noch aus Eurer Zeit in Graz. Er ist in seinem sturen Fanatismus schlimmer geworden und wird überall, wo er zur Macht kommt, die protestantischen Kirchen ausrotten. Das wissen die evangelischen Stände Böhmens, und sie verhandeln bereits mit dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz. Friedrich ist bereit; er stellt ein Heer auf, um die Stände zu stützen und notfalls gegen Ferdinand anzutreten.“

„Um Gottes willen!“ rief Kepler entsetzt. „Das geht nicht ohne Krieg ab.“

Die Pferde tänzelten über die Wiesen und nahmen die Gräben mit leichtem Schwung. Sie warfen die Köpfe und schüttelten die Mähnen. Johannes aber achtete nicht darauf. Auch Starhemberg war in Gedanken versunken. Ein Krieg konnte auch ihm gefährlich werden. Siegten die Habsburger, dann würden sie nicht nur in Böhmen, sondern auch in Oberösterreich die Protestanten vertreiben. Es war ein gefährliches Unterfangen. Starhemberg wollte Friedrich unterstützen.

Als sie das Schloß wieder erreichten, fragte der Freiherr besorgt: „Wie werden sich die Bürger verhalten, Kepler. Für oder gegen Friedrich?“

Kepler sprang vom Pferd. „Sie werden sich hinter die Mauern ihrer Städte zurückziehn. Einen Streit zwischen Königen und Fürsten betrachten sie nicht als ihre Sache.“

„Das dachte ich mir“, antwortete der Freiherr. „Aber das ist schlimm. Wenn Ferdinand gewinnt, wird er die Protestanten in den Städten nicht verschonen.“

Johannes befürchtete dasselbe. Es würde auch ihn treffen können, obgleich er jetzt als Angestellter des Kaiserlichen Hofes weniger gefährdet war. Aber würde Ferdinand ihn, den Protestanten, im Amt belassen?

Gegen Abend fanden sich viele Gäste ein, auch der Hauptpastor Daniel Hitzler und seine Frau waren gekommen. Die Speisen waren sorgsam ausgewählt. Zur Belustigung war ein Feuerwerk bestellt, das ein Alchimist vor der Terrasse abbrannte.

Die kühle Abendluft trieb die Gäste ins Haus zurück. Ein Gast erregte Aufsehen, als er sich eine dunkle braune Rolle zwischen die Lippen steckte, sie an einer Kerze anbrannte, den Rauch in den Mund sog und geräuschvoll ausprustete. „Tja“, sagte er mit wichtiger Miene. „Mein Schwager hat sie mir aus Britannien ge-

schickt, Cigars nennen sie die Dinger. Duften ganz angenehm, wie man riechen kann. Die Engländer sind uns immer ein Stück voraus.“

„Ich nehme an, daß Kepler dem nicht zustimmen würde“, sagte Hitzler. „Die Engländer halten am alten Kalender fest.“

„Alle werden den Gregorianischen Kalender einführen. Früher oder später“, entgegnete Johannes ruhig. „Als Astronom rechne ich mit anderen Zeiten.“

„Das heißt doch die Bibel leugnen“, ereiferte sich Hitzler.

„Seit wann ist die Bibel ein Lehrbuch der Astronomie?“ antwortete Johannes. „Die Bibel beschreibt die Erscheinungen, aber die Astronomie sucht ihre Ursachen. Das ist weder katholisch noch evangelisch noch calvinistisch. Jede Partei möchte recht haben, die Astronomie wie die Mathematik jedoch dienen einzig und allein der Wahrheit.“

„Die Wahrheit!“ Hitzler lachte überlegen. „Welche Wahrheit? Doch nicht etwa die, die Galilei widerrief?“

Es wurde still. Man hörte nur das Lachen und Kichern der Damen aus dem Nachbarraum und plötzlich den Knall eines Kanonenschlages, den der Feuerwerksalchimist beim Aufräumen noch entdeckt und weinfröhlich angezündet hatte.

Galilei hatte widerrufen, was Kepler nach wie vor verteidigte: daß sich die Erde bewegte. Wie würde er antworten, der Kaiserliche Mathematiker, wie?

Johannes erhob sich. „Galilei wurden die Folterwerkzeuge gezeigt. Die Wahrheit gedeiht nur in der Freiheit.“

„Bravo!“ rief der Freiherr. Gleich darauf ertönte Musik aus dem großen Festsaal. Die Damen drangen in das Gesellschaftszimmer der Herren und entführten einen nach dem andern.

Frau Hitzler stürzte sich auf Johannes. Sie sprach ununterbrochen und blieb auch nach dem Tanz an seiner Seite, als Johannes auf die Terrasse hinaustrat. „Wie hell die Sterne leuch-

ten!“ rief sie munter. „Ich verstehe nicht viel von Astrologie, doch Ihre Kalender sind etwas Besonderes und begehrt wie Brabanter Spitzen.“

„Ja, die Kalender.“ Johannes winkte ab. „Für mich ist das Kalendermachen nur etwas ehrenvoller als betteln.“

„Sie scherzen“, antwortete Frau Hitzler und schwenkte den Fächer bedrohlich dicht an Johannes' Nase vorbei.

Freiherr von Starhemberg führte Susanna heran. Auch Daniel Hitzler, die Freifrau am Arm, trat hinzu.

„Wir sprechen gerade über die Kalender“, rief Frau Hitzler. „Aber über die Zukunft, da will unser Sterngucker nichts verraten.“ Sie lachte unsicher unter dem gläsernen Blick ihres Mannes.

Sterngucker. Susanna verzog den Mund. Schließlich nannte sie den Hauptpastor auch nicht Paradiespförtner. Sie hielt eine spitze Bemerkung zurück, als der Freiherr sie und Johannes umfaßte, den Hauptpastor anblickte und sagte:

„Ob Papist, Calvinist oder Lutheraner, die Sterne scheinen für jeden.“ Er winkte einen Diener heran. „Trinken wir auf den Copernicus unserer Zeit. Nie kannte ein Mensch den Himmel besser als Johannes Kepler. Gott muß ihn besonders lieben.“

Daniel Hitzler räusperte sich, aber er verbiß den Widerspruch. Die Frau Hauptpastorin sah ihre Neugier noch nicht befriedigt. Sie trank einen großen Schluck des süffigen Ungarweins und sagte: „Jahr für Jahr schreibt unser Kepler Kalender. Sagen Sie uns, wie wird das nächste Jahr!“ Johannes wurde ernst. „Schaut Euch doch unter den Menschen um. Hie Papist, hie Calvinist, hie Lutheraner. Jeder im Besitz des einzig richtigen Glaubens. Und jeder dem andern ein Teufel, Ritter, Bauer, Fürst und Kaiser, Zunftbürger und Gesell.“

Johannes machte eine Pause. Das rot anlaufende Gesicht Hitzlers reizte ihn. „Ihr glaubt wohl“, sagte er, „der Streit kommt aus

den Sternen? Ich aber sage Euch, er kommt aus den harten Herzen und dem starren Sinn.“

Die Musik spielte auf. Seltsam fordernd klangen die Töne in das Geraune und Getuschel auf der Terrasse. Johannes reichte seiner Frau den Arm zum Rundtanz.

20.

Alle Erwartungen, die Johannes auf die Wirkung seiner Bücher gesetzt hatte, erfüllten sich nicht. Weder das „Weltgeheimnis“ noch der „Abriß der Copernicanischen Astronomie“ veranlaßte die Astronomen, das ptolemäische Weltbild aufzugeben. Das bedrückte ihn mehr als das Verbot, das der Papst gegen den „Abriß“ verkünden ließ. Eine neue Wahrheit hatte es schwer gegen eine festgefügte Lehre, die man für richtig hielt.

Aber noch hatte Johannes nicht alles Pulver verschossen. Den praktischen Beweis für die Überlegenheit der neuen Astronomie, die Rudolfinischen Tafeln, würde niemand entbehren können, die Astronomen nicht und nicht die Astrologen, die Seefahrer nicht und die Kalendermacher nicht, denn sie würden die sicherste Grundlage zur Berechnung der Sternörter seit Menschengedenken werden.

Die Zeichen der Zeit drängten ihn. Der Krieg ging ins dritte Jahr, und er weitete sich drohend über die deutschen Länder aus. Die Ereignisse übertrafen seine Befürchtungen. Ferdinand hatte über den Pfälzischen Kurfürsten Friedrich in der Schlacht am Weißen Berg bei Prag gesiegt. Er hatte die führenden Anhänger Friedrichs hinrichten und die Evangelischen aus Böhmen vertreiben lassen. Seine Truppen hatten die Rheinpfalz und die Oberpfalz besetzt.

Aber schon rüsteten die protestantischen Fürsten zum Gegen-schlag, unterstützt von Frankreich, Dänemark und Schweden. Alles, was Johannes erstrebte, war bedroht. Der von beiden Seiten

geschürte Haß steigerte die Angst, und dies ließ die Menschen in blindem Eifer aufeinander losgehen. Und die Eiferer unter seinen Glaubensbrüdern in Tübingen wollten auch ihn treffen. Die Gelegenheit dazu war günstiger denn je.

Seine Mutter war vor einigen Jahren beschuldigt worden, eine Hexe zu sein. Sie protestierte dagegen, und Johannes hatte ihr bisher erfolgreich beigestanden, immerhin war er Kaiserlicher Mathematiker. Aber Kaiser Ferdinand hatte ihn in diesem Amt, trotz dreijähriger Regierungszeit, noch immer nicht bestätigt. Und nun hatte der Vogt von Leonberg seine Mutter bei Nacht und Nebel aus dem Haus schleppen und in den Kerker werfen lassen.

„Du mußt sofort aufbrechen“, bestärkte ihn Susanna. „Mit den Kindern komme ich schon zurecht.“ Sie wischte sich die Tränen aus den Augen und legte ihren Kopf an seine Schulter.

Johannes drückte dem Rappen die Sporen in die Flanken. Er ritt vom Morgengrauen bis in die Nacht. Wilder Zorn erfüllte ihn.

„Blast, Wind“, und sprengt die Backen! Blast! –
Ihr Katarakt' und Wolkenbrüche, speit,
Bis ihr die Türm' ersäuft, die Hähn' ertränkt!
Schlagt flach das mächt'ge Rund der Welt.“

Ihn wollten sie treffen, das Letztköpflein. Aber sie wagten sich an ihn nicht heran und nahmen seine Mutter dafür.

„Blast, sprengt, speit, schlägt flach das mächt'ge Erdenrund.“

Johannes bemerkte die drei Reiter nicht, die am Waldrand lagen. Sie sprangen ihm ins Pferd, als er dicht an ihnen vorüberritt, und zogen ihn zu Boden.

„Her mit deiner Geldkatze“, rief der eine, dessen Gesicht mit Pockennarben bedeckt war.

„Zu welcher Truppe gehört ihr?“ fragte Johannes unbeeindruckt.

„Wir führen Krieg auf unsere Rechnung“, knurrte ein anderer und grinste. „Also wo ist das Geld, Kleiner, oder willst du gleich baumeln?“

„Ich bin Kaiserlicher Mathematiker“, trumpfte Johannes auf. „Schert euch davon.“

„Dann schleppst du wohl die ganze Kasse mit?“ sagte der Pockennarbige zufrieden. „Eine solche fette Laus haben wir uns schon lange gewünscht.“

„Nehmt schon das Geld!“ schrie Johannes plötzlich. „Sie wollen meine Mutter verbrennen – als Hexe!“

Der Pockennarbige wich zurück.

„Das ist der Kepler“, wandte er sich an die andern. „Den nicht!“

Als Johannes den Fuß in den Steigbügel setzte, merkte er, wie ihm die Beine zitterten.

„Für ein Faß Bier“, sagte er, warf einige Gulden ins Gras und gab dem Pferd die Sporen. Er tastete nach den Pistolen, die er in der Tasche hatte, doch die Räuber folgten ihm nicht.

Ich muß besser aufpassen, dachte Johannes, aber bald hatte er die Räuber vergessen. Er sah seine Mutter vor sich, wie sie nach Weil der Stadt zurückkam und ihn an sich drückte; wie sie in der Dachkammer lag und von der Pest gequält wurde; wie sie den Vater zurückbrachte und die Gastwirtschaft führte, wie sie ihm den Kometen und die Sterne zeigte und aus dem Kalender vorlas; wie tapfer hatte sie alles auf sich genommen, damit er studieren konnte.

Als er die Türme von Leonberg sah, zügelte er das Pferd. Mut würde er brauchen und einen kühlen Kopf, um das Gespinnst der Beschuldigungen zu zerreißen. Frau Reinbold behauptete, seine Mutter habe ihr mit einem Kräutertrunk eine Krankheit angehext. Ein Mädchen wollte durch sie einen steifen Arm bekommen haben; einem Mann habe sie ein Kalb zu Tode geritten, ein an-

derer sollte von ihr gelähmt worden sein ... Neunundvierzig Schmachpunkte hatten sie gegen seine Mutter zusammengetragen.

Neunundvierzig Schmachpunkte! Aus dem Totenschädel ihres Vaters habe die Keplerin ihm, Johannes, einen Trinkbecher anfertigen lassen, behauptete der Schuhmacher Janos. Mit dem bösen Blick habe sie ihre Kinder zu Tode gehext, sagte die Schneiderin Naßbaum. Der Bauer Karl Krach habe einen Schmerz im Arm verspürt, als er an der Keplerin vorübergegangen sei. Sogar ein Pfarrer zeugte gegen seine Mutter: Sie habe nicht geweint, als er ihr aus der Heiligen Schrift eine traurige Stelle vorgelesen habe. Statt dessen habe sie störrisch geantwortet, sie hätte in ihrem Leben schon so viel geweint, daß sie keine Tränen mehr hätte.

Die Torwächter musterten Johannes mit mißtrauischen Blicken. Die Leute auf dem Markt drehten sich nach ihm um und tuschelten. Johannes kümmerte sich nicht darum. Er ritt zum Turm, in dem seine Mutter eingesperrt war, und stieg die Treppe hinauf.

Seine Mutter lag auf einer Strohschütte. Die Ketten klirrten, als sie sich aufrichtete und ihn mit fiebrig glänzenden Augen anblickte.

„Ich wußte, daß du kommst“, flüsterte sie. Ihre Haare waren zerzaust, ihr Gesicht grau. Hinter ihr lümmelten sich die Wärter um ein Feuer.

„Ich bin schon alt“, sagte sie mit heiserer Stimme. „Mein Leben ist vorbei. Aber als Hexe will ich nicht sterben.“

Johannes kniete neben ihr nieder und küßte ihre Stirn. Er gab ihr zu trinken, legte frisches Brot, Schinken, eine Flasche Wein neben sie. „Du wirst bald frei sein“, sagte er zuversichtlich. „Ich werde die Lügner entlarven. Verzage nicht.“

Johannes' Bruder und seine Schwester waren mutlos. Marga-

rete seufzte: „Ein Glück, daß du gekommen bist. Wir hier stecken mittendrin, und wer eine Hexe verteidigt, wird gleich selbst verdächtigt. Aber denk bitte nicht, daß ich unsere liebe Mutter für eine Hexe halte.“

Auch sein Schwager, der Pastor, wagte nicht, etwas für seine Mutter zu tun. „Ich muß an Margarete und unsere Kinder denken. Was glaubst du wohl, wie schnell man sein Amt hier verlieren kann, besonders jetzt, wo Krieg und jeder gleich verdächtig ist.“

So engstirnig wie in den kleinen Orten konnte man in Tübingen nicht sein. Aber Johannes' alter Lehrer Hafenneffer meinte: „Du bist nicht der richtige Anwalt, solange du die Konkordienformel nicht unterschreibst. Was gilt das Wort eines Ketzers? Gib endlich nach, das kann manches ändern.“

Der Jurist Johann Georg Gödelmann war der gleichen Meinung, aber die Anklage verurteilte er entschieden. „Ganz abgesehen von deiner Mutter“, meinte er, „Hexen gibt es überhaupt nicht.“ Seine Worte und seine besonnenen Augen gaben Johannes neue Kraft. „Wir werden nicht zurückweichen“, sagte Gödelmann entschlossen. „Verrückten und Einfältigen werden wir das Feld ebensowenig überlassen wie den Bösartigen. Aber auch wenn Ihr alle Schmachpunkte widerlegt, um die Befragung kommt Eure Mutter nicht herum. Wir werden jedoch alles in Bewegung setzen, daß ihr kein Haar gekrümmt werden darf. Aber sie muß standhaft bleiben, sonst ist sie verloren.“

Johannes reiste von Stuttgart nach Tübingen und Leonberg und wieder zurück. Er verlangte die Abschrift aller Dokumente und Anklagen. Er forderte Beweise.

Sooft er konnte, besuchte er seine Mutter, brachte ihr Kleidung, frisches Brot, gebratene Hähnchen, Milch und Wein. „Du fütterst mich wie ein Kind“, sagte sie. Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Du mußt jetzt durchhalten“, mahnte Johannes, „ich habe jeden Punkt der Anklage widerlegt. Man wird dich trotzdem in die Folterkammer führen, dich mit den Marterwerkzeugen bedrohen, um dir ein Geständnis abzupressen. Hab keine Angst. Sie können deine Seele quälen, aber sie dürfen dich nicht anfassen.“

Am nächsten Tag wartete Johannes vor dem Turm. Der Oktoberhimmel war tiefblau. Ein leichter frischer Wind strich durch die Gassen.

Die Mutter stand vor dem Richter, der ihr die Folterwerkzeuge vorführte und ihr die Schmerzen ausmalte, die beim Strecken des Körpers, Quetschen der Finger, Brennen der Füße entstehen.

„Wollt Ihr nun Eure Schuld vor Gott und den Menschen bekennen, Keplerin?“ fragte er drohend, während die Folterknechte das Feuer schürten und mit den Werkzeugen klapperten.

„Ich habe nichts zu bekennen“, sagte Katharina Kepler und faltete die Hände. „Niemals habe ich etwas mit Hexerei zu tun gehabt.“

„Und wie lautet die Zauberformel, die du verlogenes Weib an vielen Krankenbetten gesprochen hast?“ brüllte der Richter, wütend über die starrköpfige Alte.

Es war still bis auf das Rasseln der Ketten des Streckgalgens. Und die leise Stimme der Keplerin:

„Heiß mir Gott willkommen
Sonn und Sonnentag;
Laß dich bitten,
Gott Vater, Sohn und Heiliger Geist
Und die Heilige Dreifaltigkeit,
Gib diesem Menschen Blut und Fleisch
und gute Gesundheit.“

Die Folterknechte gaben das Spiel mit den Ketten auf. Der Richter herrschte die Protokollanten an: „Alles aufgeschrieben?“

Sie nickten eifertig und kratztèn erneut mit den Federn auf dem Pergament, da Katharina Kepler sagte; „Macht mit mir, was Ihr wollt, und wenn Ihr mir eine Ader nach der anderen aus dem Leibe herauszieht. Ich habe nichts zu bekennen.“

Sie kniete nieder, betete das Vaterunser und rief:

„Auch wenn Ihr mich tötet. Gott wird die Wahrheit an den Tag bringen und nach meinem Tode offenbaren. Ihr tut mir Unrecht an. Selbst wenn ich in Marter und Pein etwas bekennen würde, es wäre nicht die Wahrheit.“

„Öffnet die Tür!“ schrie der Richter, als müßte er den Eindruck ihrer Worte verwischen.

Ein Sonnenstrahl fiel auf den Kopf der Keplerin, die sich langsam erhob und erschöpft dem Ausgang zustrebte.

Johannes eilte ihr entgegen, legte seinen Arm um sie und führte sie nach Hause.

21.

Noch nie hatte Johannes seine Heimat in so gedrückter Stimmung verlassen. Seine Mutter war krank, im Gefängnis hatte sie alle Zähne verloren. Vierzehn Monate Kerker – niemand konnte sie von den Angstträumen befreien. Was zählte da schon, daß der Vogt und die Reinbold die Prozeßkosten zahlen mußten.

Ein Jahr hatten ihm die Verleumder geraubt. Er wurde in gut einem Monat fünfzig. Wenn er sich auch rüstig und schaffensfroh fühlte, die Zeit war nicht sanft mit ihm umgegangen. Und mit der Arbeit an den Sterntafeln war er keinen Schritt weitergekommen.

In Linz erwarteten ihn böse Gerüchte, vor denen Susanna nach Regensburg geflohen war. Er stünde bei dem neuen Kaiser in Ungnade und wäre deshalb nach Württemberg oder England gegangen.

Die Sorgen überschatteten seine Freude auf das Wiedersehen mit Susanna. Sie waren lange voneinander getrennt gewesen. Die Kleinen würden ihn kaum wiedererkennen. Aber er schonte weder sich noch das Pferd. Und je näher er Regensburg kam, desto stärker wurde seine Sehnsucht. Endlich erblickte er die Türme des Doms im milchigen Licht des Novembertages.

Plötzlich überkam ihn Angst. Bestimmt war er seiner Familie fremd geworden. Doch als Susanna ihn in die Arme schloß und seine Kinder sich um ihn drängten, fühlte er sich wieder zu Hause.

Noch in der gleichen Woche packten sie den Planwagen und sagten den Regensburger Freunden Lebewohl. Die Nächte waren kalt, aber unter den dicken Decken im Stroh froren sie nicht. Für die Nächte versuchte Johannes befestigte Gutshöfe zu finden, denn Überfälle vagabundierender Söldner bedrohten die Reisenden.

Seine Freunde in Linz begrüßten ihn herzlich und besorgt zugleich. Sie waren den Gerüchten entgegengetreten, doch vergeblich. „Endlich beweist du durch deine Anwesenheit die Wahrheit“, sagte Oberndorffer zufrieden. „Natürlich haben wir kein Wort über den Grund deiner Abwesenheit verraten.“

Trotzdem hörte das Gerede nicht auf. Aber Johannes machte Susanna Mut. „Sie wollen meinen Ruf foltern, die Hitzlers und die Fanatiker der Papstkirche. Sie beschimpfen mich, um die neue Astronomie zu treffen, und sie wollen auch den Kaiser gegen mich aufbringen. Doch das wird ihnen nicht gelingen. Denn der Kaiser hat niemanden außer mir, der die Sterntafeln anfertigen kann.“

„Hoffentlich weiß das der Kaiser auch“, meinte Susanna, aber Johannes behielt recht. Vier Wochen nach ihrer Rückkehr, im Dezember 1621, erhielt er von Ferdinand II. die Bestätigungs-urkunde mit dem Auftrag, die Sterntafeln zu Ehren des Hauses Habsburg in Österreich zu vollenden.

Aber schon im folgenden Jahr sah Johannes sich und seine Familie neuen Belastungen ausgesetzt. Der Kaiser hatte das Land Oberösterreich dem Herzog von Bayern für geleistete Kriegsdienste verpfändet. Herzogliche Truppen besetzten Städte und Burgen. Die Bevölkerung mußte die Söldner verpflegen und Kriegstribute aufbringen.

Die neuen Herren ließen nicht mit sich spaßen. Ein Graf ließ in Frankenburg achtunddreißig angesehene Männer aus den umliegenden Orten um ihr Leben würfeln und siebzehn davon an den Galgen hängen – weil sie sich gegen die Bedrückung aufgelehnt hatten.

Johannes spürte die wachsende Erregung der Menschen. Auf dem Land sollten sich die Bauern zusammenrotten. Nicht in jedem Dorf konnte eine Söldnertruppe stehen. Aber die Besatzung der Städte wurde verstärkt, besonders in Linz, der Landeshauptstadt.

Mit den bayerischen Truppen kamen die Jesuiten. Sie übernahmen die Kirchen und Schulen. Ludwig, nun siebzehn Jahre alt, weigerte sich, am Unterricht teilzunehmen. „Du druckst für den Kaiser die Sterntafeln“, sagte er zornig, „und er läßt uns wie Hunde behandeln.“

„Du wirst mir bei der Arbeit helfen“, erwiderte Johannes ruhig, „bis wir außerhalb Österreichs eine evangelische Schule für dich gefunden haben, vielleicht in Württemberg. Ich möchte auch, daß du in Tübingen studierst.“

Am Nachmittag luden sie Papier und Manuskripte auf den Wagen und fuhren zur Druckerei.

Der Drucker, Johannes Plank, jammerte. „Hat doch keinen Zweck mehr, Kepler. Uns wird der Kaiser auch bald vertreiben.“

Kepler aber entgegnete barsch: „Mach deine Arbeit, Plank, es ist des Kaisers Befehl.“

Auf der Rückfahrt begegnete ihnen der Hauptpastor Hitzler. „Ich muß Euch sprechen, Johannes Kepler.“ Hitzlers Stimme krächzte verzagt. „Sie haben uns aus dem Haus geworfen. Ich weiß nicht, wohin. Ihr, als Kaiserlicher Mathematiker, genießt Schutz.“ Er sah verlegen vor sich hin.

„Holt Frau und Kinder“, antwortete Johannes. „Wir richten Euch ein Zimmer.“ –

Die letzten Tage des Juni waren heiß. In den Tälern und Gassen lastete drückende Hitze. Alle Protestanten waren ausgewiesen worden. Nur Johannes Kepler und sein Drucker durften bleiben. Plank kam mit dem Druck der Rudolfinischen Tafeln nur langsam voran. „Könnt Ihr etwa unter einem Damoklesschwert arbeiten?“ Er griff an seinen langen dunklen Bart und ging stampfend um die Presse herum. „Jetzt werden wir nicht nur geschröpft, Kepler, sondern zum Hohn auch noch schikaniert. Hier“, er deutete auf die Presse, „hier müßten sie rein, unsere Herren, und dann die Spindel runtergedreht, bis ihnen das Wasser ...“ Er schwieg einige Atemzüge, bevor er sagte: „Der Bauer steht auf. Das Land wird rebellisch. Sie marschieren auf Linz. Besorgt Euch zu fressen, bevor die Tore verrammelt werden.“

Weite Gebiete Oberösterreichs hatte das Bauernheer schon erobert, Klöster und Burgen lagen in Trümmern. Johannes verstand den Zorn der Aufständischen. Aber waren sie der kaiserlichen Macht gewachsen?

Vom Schloßberg sah Johannes eine Woche darauf die Bauernscharen über die Felder und Wiesen heranrücken, die Stadt umzingeln, Rammböcke und Geschütze aufstellen. Bald würden die ersten Brandpfeile und Kugeln über die Mauern fliegen.

Bedrückt ging Johannes nach Hause, wo ihn Susanna aufgebracht empfing. „Du sollst alle deine Bücher abliefern. ‚Ketzerbücher‘ hat der Hauptmann gesagt. Ein unverschämter Kerl, poltert hier herein, als wäre unser Haus ein Abtritt.“

Johannes fuhr zum Stadtkommandanten. Die Wachen wollten ihn nicht vorlassen, doch er hielt ihnen seine Ernennungsurkunde mit kaiserlichem Siegel unter die Augen und ging an ihnen vorbei.

Der Stadtkommandant grinste höhnisch, als Kepler sich über den Hauptmann beschwerte.

„Recht hat er getan“, erwiderte er. „Nichts als Ketzerei, Satansschriften. Verwirren unsere Köpfe.“

Da wär nicht viel in Unordnung zu bringen, dachte Johannes und sagte forsch: „Wie soll ich arbeiten ohne Bücher? Soll ich dem Kaiser schreiben, daß Ihr mich hindert, seinem Befehl zu folgen?“

Der Kommandant zwirbelte seinen Schnurrbart. Arbeiten mußte er ihn lassen. Blöde Geschichte. „Nehmt Euch die heraus, die Ihr für die Sterntafeln braucht“, antwortete er, stolz auf seinen Einfall.

„Heraussuchen? – Bin ich ein Sklave!?“ herrschte Johannes ihn an. „Ich brauche sie alle.“

Der Stadtkommandant erhob sich und sah wütend auf Kepler hinunter. Doch Kepler blickte ihn furchtlos an. Der würde dir den Kopf mit dem Säbel einschlagen oder dich in Ketten legen lassen, dachte Johannes, wenn er nicht den Kaiser fürchten müßte.

Langsam setzte sich der Stadtkommandant. Er räusperte sich ausgiebig und sagte: „Ich werde es unserm Grafen berichten. Bis dahin mag es bleiben, wie es will.“

Der Sommer ging zu Ende, doch die Belagerung dauerte an. Susanna horchte ängstlich auf den Lärm. Söldner rannten durch die Gasse. Kanonenschüsse dröhnten. Mal ertönte ein Schrei, dann wieder Gegröle.

„Ich kann den Krach und den Gestank nicht mehr ertragen. Überall riecht es nach Pulver, Eiter, Leichen. Jeden Augenblick fürchte ich, unser Haus wird getroffen. Viele sind schon obdach-



los. Tag und Nacht rennen die Söldner über die Treppen und Flure, brüllen und rasseln. Nicht einmal die Türen dürfen wir abschließen.“

„Die Bauern schaffen es nicht“, antwortete Johannes. „Neue kaiserliche Truppen sind im Anrücken. Ja, wenn die Bauern und Bürger überall aufgestanden wären, hätten sie dem Kaiser Freiheiten abtrotzen können.“

Wenn er doch nur etwas unternehmen könnte. Zu seiner Angst um die Familie kam noch die um seine Manuskripte. Wenn die Druckerei getroffen wurde! Siebzehn Jahre Arbeit lagen dort. — Johannes starrte aus dem Fenster auf den vom Feuerschein erleuchteten Abendhimmel.

„Brot und Fleisch werden knapp. Viele essen schon Pferdefleisch.“ Mit flinken Händen begann Susanna das Abendessen zu bereiten.

Plötzlich stürzte Ludwig ins Haus.

„Die Druckerei brennt. Brandpfeile!“ Er rang nach Luft und wischte sich über das verrußte Gesicht.

Johannes sprang auf. „Hol den Wagen!“ rief er.

„Bleib!“ flehte Susanna, aber Johannes rannte die Gasse hinunter, vorbei an aufgeregten Männern und berittenen Söldnern.

Als er die Lederergasse erreichte, sah er Rauch und Flammen über dem hohen Giebeldach und in den Fenstern der Druckerei.

Der Drucker schleppte Möbel und Hausrat auf die Straße.

„Wo sind die Manuskripte?“ fragte Johannes außer Atem. Der Drucker zuckte teilnahmslos die Schultern.

Johannes lief durch den Flur in das Seitengebäude. Rauch und Hitze schlugen ihm entgegen. Das Feuer sauste in dem ummauerten Hof wie in einem gewaltigen Kamin. Balken krachten nieder und Funkenschwärme wirbelten in die Nacht.

Kam er zu spät?

Angst überfiel ihn. Sie lähmte seine Schritte, seinen Willen. Die Knie begannen ihm zu beben. Er sah das Feuer und die Manuskripte, die endlosen Reihen der Zahlen und Zeilen. Er mußte sie retten.

Als er die Tür zur Druckerei aufstieß, sah er im Flammenschein den Stapel der Manuskripte und fertigen Druckformen. Er vergaß die Hitze, den Rauch, die niederstürzenden Balken, umschlang mit den Armen, was er fassen konnte, und stolperte zurück auf die Straße.

Unter den vom Feuerschein geröteten Gesichtern entdeckte er Ludwig und den Wagen, legte die Last hinein und krächzte: „Du bleibst hier!“

Zweimal noch rannte er in die Druckerei, ohne auf irgend etwas zu achten. Als er den letzten Packen in den Armen hielt, brach ein Teil der Decke zusammen. Flammen und Rauch versperrten ihm den Weg. Die Hitze schnürte ihm die Kehle zu. Er taumelte an die Wand und rang nach Luft. Er sah das Gesicht Susannas, merkte, daß er sich bewegte und in den Flur gelangte. Hinter sich hörte er ein Dröhnen und Krachen und spürte plötzlich Arme, die ihn aus dem Rauch zogen.

Johannes hatte alles gerettet, was für den Druck der Rudolfnischen Tafeln gebraucht wurde. Aber an eine Fortsetzung der Arbeit war auch dann nicht zu denken, als Ende September die Kaiserlichen das Bauernheer zerstreuten.

Johannes sehnte sich nach Ruhe. „Ich möchte nach Ulm gehen“, sagte er zu Susanna. „Ulm ist eine freie Reichsstadt, evangelisch und stark. Dort können wir in Frieden leben, und ich kann das Tafelwerk zu Ende bringen. Ich werde es dem Kaiser schreiben.“

Bevor des Kaisers Antwort eintraf, suchte ihn Graf von Herberstorff auf, der bayerische Statthalter von Oberösterreich.

„Gott ist auf der Seite der Gerechten, wie Ihr seht“, sagte er freundlich. „Kommt zu uns, wir schätzen Euch, Kepler.“

Johannes zog die Brauen zusammen. „Große Worte werden gesprochen, Graf von Herberstorff. Die einzig wahre Lehre. Der einzig richtige Glaube. Ihr bedrückt die Bauern, dann richtet Ihr sie. Ein Sieg tilgt noch kein Unrecht.“

„Aber Kepler, dreier Kaiser Mathematiker, Ihr seid doch kein Bauer?“ Graf von Herberstorff legte die mit Ringen bestückten Finger auf die Brust.

Johannes schüttelte den Kopf. „Ich wähle die Freiheit, Graf von Herberstorff. Am Ende siegt die Wahrheit.“

Herberstorffs Augen funkelten ärgerlich. „Wir werden die Bauern wie Rebellen zu Tode reiten und alle Ketzer dazu. Ich achte Euch, Kepler, aber auch Seine Majestät der Kaiser wird Euch meine Frage wiederholen. Bedenkt es bald.“

„Mein Entschluß ist schon gefaßt.“ Johannes trat ans Fenster. „Seht auf den Hof. Der Böttcher schließt die Fässer. Sie enthalten meine Bücher, meine Manuskripte, die Druckformen. Ich habe an den Kaiser geschrieben. Noch vor dem Einbruch des Winters hoffe ich nach Ulm zu gehen.“

„Hat der Kaiser Euer Gesuch beantwortet“, die Stimme des Grafen klang kalt, „dann laßt mich die Antwort wissen. Es soll nach dem Willen unseres Kaisers geschehen. Aber meinen Rat, Kepler, den überlegt Euch gut.“

Ende Oktober erhielt Johannes das Einverständnis Kaiser Ferdinands II. Die Nächte waren schon kalt. Dennoch entschloß er sich zur Abreise und ließ das Schiff beladen.

Nur schwach drang die Sonne durch den Morgendunst. Eisig strich der Wind über den Strom. Die Kinder hüllten sich in Decken. Einsam blakte die Ölfunzel am Mast. Am nächsten Tag trieben Eisschollen gegen das Schiff. Den Rudermännern erstarrten die Finger, Susanna und die Kinder froren.

Als sie in den Hafen von Regensburg einfuhren, sagte Johannes: „Wir müssen ausladen und den Winter über hier bleiben.“ Er sagte nicht, daß er mit dem Wagen allein nach Ulm weiterfahren wollte, um die Tafeln so schnell wie möglich fertigzustellen.

22.

Wieder mußten Johannes und seine Familie viele Monate getrennt voneinander leben. Der Drucker Jonas, der ihm empfohlen worden war, entpuppte sich als Halsabschneider. Er verzögerte den Druck der Sterntafeln, um mehr Geld aus ihm herauszupressen.

Es blieb Johannes keine Wahl. Die Teuerung im Land wuchs mit dem Krieg. Wallenstein hatte die Evangelischen bei Dessau besiegt, Tilly bei Lutter am Barenberg die Dänen. Des Kaisers Heere beherrschten das evangelische Norddeutschland.

Ein halbes Jahr hatte der Druck dauern sollen. Tag für Tag hatte er in der Druckerei gesessen und Korrektur gelesen. Doch zehn Monate vergingen, bis das Tafelwerk fertig war. Fast ehrfurchtsvoll stand Johannes vor seinem Werk.

Vergeblich grollte, murrte und brüllte der Kriegsgott mit seinen Bombarden, Trompeten und dem ganzen Tamtaramtam. Er hatte es vollbracht, trotz des barbarischen Getöns, das durch die deutschen Länder hallte. —

Tycho de Brahe! Er hatte mit seinen genauen Beobachtungen der Planeten die Grundlage der neuen Astronomie geschaffen. Johannes rühmte ihn, den unermüdlichen Betrachter des Himmels, in einem ausführlichen Vorwort. —

Johannes war glücklich, etwas Neues geschaffen zu haben. Endlich konnte er zurück nach Regensburg fahren, wo Susanna bei Freunden lebte. Doch er hatte fast alle Ersparnisse für das

Tafelwerk verwandt. Wann würde der Kaiser ihm die Schuld von 12 000 Gulden ersetzen? Er mußte für fünf Kinder sorgen, und sie hatten keine Heimstatt mehr. Wohin sollte er seine Schritte lenken?

Voller Sorge brach Johannes im Dezember 1627 nach Prag auf. Der Abschied fiel ihm schwer so kurz vor dem Christfest und seinem Geburtstag. Nur vier Wochen hatte er gemeinsam mit Susanna und den Kindern in Regensburg verlebt. Aber die Zeit drängte; der Kaiser, der mit seinem ganzen Hofstaat in Prag weilte, sollte über die Fertigstellung der Rudolfinischen Tafeln in guter Stimmung sein.

Auf allen Wegen stieß Johannes auf die Spuren des Krieges. Häuser waren zusammengefallen und reckten verkohlte Balken in die frostige Luft. Ganze Dörfer lagen wüst. Obdachlose und Verstümmelte irrten bettelnd umher. In Prag aber wimmelte es wie seinerzeit in Regensburg von elegant gekleideten Damen und Herren. Alle Gasthäuser waren überfüllt, doch im „Walfisch bei der Brucken“ bekam Johannes noch ein Zimmer.

Prag erschien Johannes wie eine fremde Stadt. Seine evangelischen Freunde waren vertrieben, zwei hatte man hingerichtet. Alle Kirchen waren in der Hand der Katholischen. Den Hof des Kaisers durchwehte kühle Geschäftigkeit, er wirkte wie eine Kanzlei der Jesuiten.

Johannes, der Ferdinand II. seit der Ausweisung aus Graz nicht gesehen hatte, wurde schon wenige Tage nach seiner Anmeldung vom Kaiser empfangen. Das war ein gutes Zeichen, denn manche hochgestellten Persönlichkeiten mußten Wochen auf eine Audienz warten.

Der Kaiser trug eine dicke spanische Halskrause, die in den deutschen Ländern bereits außer Mode war, darunter einen mit Silber und Gold beschlagenen Harnisch.

Durch eine freundliche Geste sah sich Johannes aufgefordert,

näher zu treten. Die zahlreichen Ratgeber und Prinzen, die den Thron umstanden, verwirrten ihn, und er versuchte, nur auf den Kaiser zu achten.

Ferdinand II. hatte wache, kühle Augen. Stolz und Hochmut paarten sich in seinem Blick. Sein nach unten gestrichener Schnurrbart und der schwache, spitz zulaufende Kinnbart umgaben den kleinen Mund mit den aufgeworfenen Lippen. Die kräftige Höckernase gab dem Gesicht einen Ausdruck von Willensstärke.

„Wir sind erfreut“, sagte der Kaiser. „Wir schätzen Euer Werk sehr, obgleich Wir uns gewünscht haben, es wäre in Österreich vollendet worden. Aber Wir denken, daß die Nennung der drei Kaiser und der Städte Prag und Linz auf dem Titelblatt deutlich genug sagt, unter welchen katholischen Herrschern die besten Tafeln vom Umlauf der Sterne angefertigt worden sind.“

Kein Wort verlor der Kaiser über die unsäglichen Schwierigkeiten und Gefahren, denen Johannes unter den Kaisern Rudolf, Matthias und ihm selbst ausgesetzt gewesen war, kein Wort darüber, daß er nach Ulm fliehen mußte, um die Tafeln drucken lassen zu können.

„Habt Nachsicht, Majestät, mit meinem Werk“, begann er. „Wenn des edlen Tycho und mein Werk jetzt an die Öffentlichkeit tritt, dann einzig in dem Vertrauen, daß es ein günstiges Vorzeichen für einen baldigen Friedensschluß bedeutet.“

Unser Land vergeht vor Verlangen nach Frieden. Nur im Frieden vermag der Gebrauch der Tafeln einen gedeihlichen, frohen Fortschritt zu bewirken. Wegen des Streits der Meinungen, des jammervollen Bürgerkriegs habt Ihr, Majestät, zehn Jahre lang solchen Frieden nicht erlangen können.

Gott regiert und bedient sich der Fürsten und Könige. Auch wenn diese oft anders als Gott wollen, der den Dingen ihr Maß und dem Unglück eine Grenze setzt.“

Die Gesichter der Räte erstarrten. Sie wußten zwar, daß Johannes Kepler kein Blatt vor den Mund nahm, aber diese Sprache verschlug ihnen den Atem.

Der Kaiser hatte die Lider gesenkt. Er verzog den Mund und sagte: „Wir hören Eure besorgten Worte, und Wir würden es als einen großen Schritt zum Frieden betrachten, wenn Ihr, Johannes Kepler, der Welt ein Zeichen gäbt durch Euren Übertritt auf Unsere Seite.“ Der Kaiser wartete einige Atemzüge, während er die Gesichter der um seinen Thron Stehenden musterte. Dann fuhr er fort: „Wir hörten, daß Wir in Eurer Schuld stehen. Wollt Ihr dazu sprechen.“

Johannes verneigte sich und antwortete: „Seit Jahren ist Eure Kasse mit den Gehaltszahlungen im Rückstand. Hinzu kommen die Kosten für den Druck und das Papier. Auf diesem Bogen hier“ – er reichte dem Kaiser ein Blatt Papier – „sind alle Rückstände berechnet. Sie belaufen sich auf zwölftausend Gulden. Möget Ihr, Majestät, dem Kaiserlichen Schatzmeister mit Nachdruck sagen, daß er Euch nicht als Schuldner seines Astronomen vor den Augen der Welt erscheinen läßt.“

Ferdinand warf einen ärgerlichen Blick auf den Schatzmeister, der den Kopf senkte. Zwölftausend Gulden! –

„Haben wir ihm nicht einen Pfandbrief über 4000 Gulden an die Stadt Nürnberg zukommen lassen?“ erinnerte sich der Schatzmeister.

„Oh, ja“, Johannes zog ein mit kaiserlichem Siegel verschlossenes Schreiben aus seinem Gewand. „Hier ist er. Die Stadt konnte ihn nicht einlösen. Der Rat erklärte, daß die Stadt gerade erst vom Kaiserlichen Feldherrn von Friedland und Sagan, Wallenstein, eine hohe Summe zu zahlen veranlaßt worden sei und nunmehr kein Gulden in der Kasse zu finden wäre.“

„Wir wollen unsern hochverdienten Kepler nicht ohne Hoffnung auf sein Recht von uns gehen lassen“, sagte Kaiser Fer-

dinand II. „Wir werden Euch in den nächsten Tagen ein, wie Wir glauben, ehrenvolles Angebot unterbreiten können. Vorerst aber bitten Wir Euch noch, Unserm verehrten Pater Paul Guldin Gehör zu schenken.“

Der Kaiser nickte dem Jesuitenpater und Mathematikprofessor Guldin zu, der die Hand auf den Kupferstich des Titelblattes der Rudolfinischen Tafeln legte und mit warmer Stimme sagte:

„Unser großmächtigster, unbesiegbarer Herrscher hat Euer Werk gnädigst aufgenommen, Johannes Kepler, und Euch zahlreiche Gunstbezeugungen erwiesen. Ihr hattet volle Glaubensfreiheit unter unserer katholischen Majestät. Unser erhabener Herr und Kaiser hat Euch gnädig gewähren lassen, Ihr konntet hier auf dem Titelblatt neben Ptolemäus den Abtrünnigen Copernicus und den Protestanten Tycho de Brahe abbilden. Daraus möget Ihr die Großmut unserer heiligen Kirche erkennen und den Gegensatz zu Eurer Kirche, edler Kepler, die Euch alle Opfer und Leiden, die Ihr für sie erduldet habt, mit Eurem Ausschluß belohnt hat. Uns sind die Gewissensqualen, die Euch aufgezwungen wurden, gut verständlich.

Ihr habt in unserer Kirche viele gelehrte und treffliche Männer zu Freunden, und ich selbst habe das Glück, mich zu ihnen rechnen zu dürfen. Ihr seht in der weiten Welt, daß Gott mit unserer Sache ist. Noch nie war die Macht des Hauses Habsburg und unserer heiligen Kirche so groß. Der Kaiser wird schließlich alle Fürsten unterwerfen und sein Gelübde erfüllen. Jedermann im Kaiserreich wird dann – katholisch und ein Diener Seiner Majestät sein. Drum bedenket es wohl und prüfet gründlich, wo Ihr in Wahrheit Eure Heimat und Euer Seelenheil findet.“

Am Abend lag Johannes lange wach, er dachte an seine Frau und seine Kinder und sorgte sich um ihr Schicksal. Der Kaiser und Pater Guldin hatten ihm deutlich genug gesagt, daß ihn eine große Zukunft erwartete, wenn er zur Papstkirche übertrat. Aber

Johannes wollte seine Freiheit, Galilei war ihm ein deutliches Zeichen.

Johannes wurde von Tag zu Tag ungeduldiger. Er wollte sein Geld. Susanna wartete auf ihn. Doch der Kaiser ließ ihn warten. Schließlich suchte er Pater Guldin auf.

„Wir hatten große Hoffnungen in Euch gesetzt, Kepler! Dennoch möchte der Kaiser nicht auf Euch verzichten. Sein Feldherr Wallenstein will Euch und – die kaiserliche Schuld übernehmen. Er hat mehr Geld als unser Kaiser. Und er hat eine besondere Schwäche für die Sterne. Das Glück des Tüchtigen hat viele Neider. – Lebet wohl.“

Wallenstein? Johannes hatte ihm vor vielen Jahren ein Horoskop angefertigt: Er zeigt ein unruhiges Gemüt, ist auf Neuerungen begierig und trachtet nach seltsamen Mitteln. Er ist argwöhnisch und Verdächtigungen ergeben, so daß man ihn leicht für einen einsamen lichtscheuen Menschen, für unbarmherzig und nur sich und seinen Wollüsten ergeben hält. Dieser Mann regiert hart über seine Untertanen. Er ist geizig, betrügerisch, wechselhaft, ungestüm, streitbar, furchtsam, aber auch unverzagt. Mit reifem Alter werden sich die Untugenden abwetzen, und er wird zu hohen, wichtigen Sachen tauglich werden ...

Fünfundvierzig Jahre war Wallenstein jetzt alt und Kaiserlicher General-Obrist, Feldhauptmann, General des baltischen und ozeanischen Meeres. Er hatte große Siege über die protestantische Union und den dänischen König errungen und hielt sich einen eigenen Hofstaat am Fuße des Hradschin. –

Johannes war neugierig auf den Kaiserlichen Feldherrn, der ihn zu sich bestellt hatte. Sein Palast war prächtig und mit Beutegut aus deutschen Ländern und Dänemark geschmückt.

Wallensteins ernstes und nachdenkliches Gesicht zeigte Furcht.

„Ich habe das Horoskop, das Ihr mir einst gestellt habt, in

Metall stechen lassen“, begann Wallenstein, nachdem er alle Personen mit einem Wink aus dem weiträumigen Saal entfernt hatte. „Ich weiß, wie gut Ihr die Sterne zu befragen wißt. Wohlan, Kepler, Ihr gabt mir Hoffnung auf Erfolg. Heute bin ich mächtiger, als ich zu träumen wagte. Es soll Euer Schaden nicht sein. Ich gebe Euch in seinem Herzogtum in Sagan eine Wohnung, eine Druckerei und 1 000 Gulden Gehalt im Jahr, weit mehr, als Euch der Kaiser gewährte. Ihr könnt Eure Familie mitnehmen. Und niemand wird Euch wegen Eures Glaubens behelligen.“

„Und was erwartet Ihr von mir?“ fragte Johannes. Sagan, das lag in Schlesien, weitab von großen Städten, dort hatte er weder Freunde noch Bekannte.

„Setzt Eure Arbeit fort – nach eigenem Ermessen. Ihr wollt die Beobachtungsdaten Tycho de Brahes vervollkommen und drucken lassen. Darauf warte ich, Kepler. Mein Ruhm, mein Kriegsglück schafft mir Neider und Feinde. Ich muß klüger sein als sie. Ich muß ihnen zuvorkommen, und die Sterne werden mir durch Euch sagen, wie ich das Glück zu schmieden habe.“

23.

Nur ungern vertraute sich Johannes dem Feldherrn Wallenstein an. Aber was hätte er anderes tun können? Er reiste mit seiner Familie nach Sagan in Schlesien, und Wallenstein hielt den Vertrag ein. Johannes bekam das hohe Gehalt pünktlich ausbezahlt. Er konnte die Druckerei einrichten und Gehilfen anstellen.

Aber irgendwie schien das Leben hier stillzustehen. Wenn ihm und seiner Familie die Ruhe in der kleinen Stadt, die von Feldern und dichtem Wald umgeben war, zunächst auch gutgetan hatte, so begannen ihm bald die Freunde zu fehlen, die reichen Bibliotheken, das Leben einer großen Stadt. Nach und nach fühlte er

sich in Sagan wie ausgesetzt, nur durch einen schleppenden und kostspieligen Brieftransport mit der Welt verbunden.

Oft stand er träumend am Fenster, den Blick auf den hohen Turm der Spittelkirche gerichtet, von dem aus er ab und an Beobachtungen anstellte. Dann wieder setzte er mit großem Eifer den Druck von Sterntagebüchern fort. Schließlich begann er ein Buch zu drucken, das er bereits vor dreißig Jahren entworfen hatte: „Somnium – der Traum vom Mond“. Seltsame Dinge geschahen darin.

Er hatte sich vorgestellt, er mache eine Fahrt auf den Mond. Als Himmelsreisender Duracotus hatte er die Mondbewohner kennengelernt. Für sie war ein Tag so lang wie für die Erdbewohner vierzehn Tage auf der Erde, aber was waren das für Tage und Nächte auf dem Mond! Kein sanfter Frühling, kein milder Sommer. Unerbittlich glühte die Sonne; eiskalt waren die Nächte.

Am schlimmsten waren die Privolvier dran, die Mondbewohner auf der Rückseite des Mondes. In ihren Nächten erstarrte alles unter Eis und Schnee, und wilde Stürme durchtobten das Land.

Die Berge des Mondes waren höher als die der Erde. Pflanzen und Tiere wuchsen üppig und schnell, doch sie lebten nur einen Mondtag.

Nein, Duracotus sehnte sich nicht nach einer zweiten Reise. Sie war zu beschwerlich gewesen. Ungeheuerlich die Anrufung des Mondgeistes Lavania, das Einatmen verbrannter, die Sinne betörender Kräuterdämpfe, der gewaltige Start und die rasende Beschleunigung, die den Körper auseinanderzog. Das Schweben in der Weite außerhalb der Anziehungskraft der Erde, wo der Körper sich gleichsam wie durch sich selbst bewegte, bis er von der Masse des Mondes angezogen und vom Mondgeist Lavania sanft auf den Mondboden geleitet wurde.

Immer wieder hatte Johannes an seinem „Mondtraum“ geschrieben. Phantastisch war er, aber keinesfalls nur das. Denn

eines Tages würden die kühnen Reisenden kommen, die Planeten entdecken wie Columbus Amerika. Flugapparate würden gebaut werden . . . Sternkarten waren da, die Weltreisenden würden sich auf sie verlassen können, auf Tycho de Brahe und auf Johannes Kepler. –

Endlich eine Abwechslung. Wallenstein war gekommen, von Grafen, Hauptleuten, Hofbeamten und – seinen Astrologen begleitet. Die neuesten Berechnungen über die Stellung der Sterne wollte er haben.

„Es gehen böse Dinge vor im Reich.“ Wallenstein empfing ihn allein. „Selbst katholische Fürsten haben vom Kaiser verlangt, mich abzusetzen – weil ich ihnen zu mächtig bin und weil ich in Glaubensdingen lasch wäre. Bin doch kein Pfaffenknecht!“ schrie Wallenstein plötzlich. „Sie sehen lieber ganz Deutschland in Rauch und Asche aufgehen, als daß sie Andersdenkende dulden. Ich wollte dem Kaiser das Reich erobern, aber der Kaiser will nur Katholiken. Ich soll nicht nur Krieg führen, ich soll auch noch den Missionar spielen und mir den Haß der gewaltsam Bekehrten aufhalsen.“ Wallenstein schlug mit der Faust auf den Tisch. „Ich muß wissen, was die Sterne wollen, Kepler, ich muß.“ Er stöhnte gequält und stellte den Fuß auf einen Stuhl.

Johannes wandte sich schroff ab. So waren sie, die Mächtigen, Herren über Leben und Tod, mutig, wenn es um die Freiheit oder den Tod der anderen ging, feige, wenn sie das Schicksal an der Kehle spürten.

„Edler Herr“, sagte Kepler leise, „die Sterne zwingen nicht, sie machen nur geneigt. Die Menschen handeln nach eigenem Willen, der Himmel sieht zu. Zukünftige Ereignisse können nicht aus den Sternen vorausgesagt werden.“

„Wie, was?“ Wallenstein raffte sich auf und lief um Kepler herum wie eine Katze um eine Maus. „Geneigt, nur geneigt? Wollt

Ihr mich verhöhnen? Wollt Ihr mir etwas verschweigen? Wollt Ihr alle Astrologen Lügen strafen? Warum?“ Er lauschte dem Wort nach, das in dem Saal nachhallte. „Warum brecht Ihr mein Horoskop mit dem Jahre 1634 ab?“ Wallenstein blieb mit angsterfüllten Augen vor Kepler stehen.

Johannes fühlte Mitleid. Aber dann stieg Zorn in ihm auf. „Bin ich ein Komödiant?“ fragte er zurück. „Wer gern mit sehenden Augen betrogen werden will, der gehe zu den Kurpfuschern. Ich bin ein Philosoph und diene der Wahrheit.“

„Kepler!“ Wallensteins Stimme wurde drohend. „Glaubt ja nicht, mich an der Nase herumführen zu können. Glaubt ja nicht, daß ich Eure Anspielung auf meine Astrologen gnädig aufnehme, die sich alle Mühe geben, für mich aus den Sternen zu lesen. Ich glaube an die Macht der Sterne!“

Johannes unterdrückte ein Seufzen. Die Astrologen waren wie Bärenführer, und Wallenstein tanzte um sie herum. „Wer sein Schicksal allein in den Sternen bestimmt glaubt“, sagte Kepler ernst, „der ist wahrlich noch nie recht in die Schule gegangen. Er hat das Licht der Vernunft, das ihm Gott angezündet, noch nie richtig geputzt ...“

Einige Augenblicke fürchtete Kepler, Wallenstein würde sich auf ihn stürzen und ihn erschlagen. Die Augen flackerten wild, die Schnurrbartenden zitterten, die Lippen waren aufeinandergepreßt. Von draußen drang Waffengeklirr herauf. Die Turmuhr der Gnadenkirche schlug zwölfmal, die Uhren der Pfarrkirche und der Spittelkirche folgten.

Langsam gewann Wallensteins Gesicht seine normale Farbe zurück. Er wirkte plötzlich müde und erschlaft. „Was soll ich tun?“ flüsterte er. „Ich bin mächtig, aber ich bin es nicht aus eigener Kraft, versteht Ihr das? Der Kaiser braucht mich, und er fürchtet mich.“

„Macht Frieden, Albert von Wallenstein. Wie sieht unser Vater-

land schon aus. Man hat nur die Wahl zwischen einer Stadt, die schon zerstört ist, und einer, die noch zerstört wird. Wir leben inmitten der Furcht vor barbarischen Überfällen, der Krieg geht ins zweite Jahrzehnt. Macht Frieden!“

„Frieden?“ Wallenstein blickte auf den Turm der Jesuitenkirche. „Ich habe Befehl gegeben, daß alle in meinem Herzogtum katholisch werden müssen, Kommunion und Beichte werden Pflicht eines jeden Bürgers, Kepler. Euch aber gilt mein Versprechen. Niemand darf Euch behelligen. Ich beneide Euch nicht um die Einsamkeit – ich lebe schon darin. Lebt wohl“, schloß er düster, „meine Zeit scheint gekommen.“

Meine auch? fragte sich Johannes, während er das Schloß verließ. Die Gerüchte waren also wahr, Wallenstein sollte abberufen werden. Dem Kaiser war er zu mächtig geworden. Er mochte den eigenwilligen General nicht, der protestantische Offiziere in seinem Heer duldet und das Restitutionsedikt für töricht erklärt hatte. Das Edikt verlangte von allen Fürsten, auch den mit Habsburg verbündeten sächsischen und neutralen brandenburgischen, die ehemaligen katholischen Besitztümer an die Papstkirche zurückzugeben. Der Kaiser wollte über die katholische Kirche seine eigene Macht ausweiten. Das mußte aber alle evangelischen Fürsten und Staaten gegen ihn aufbringen. Davor hatte Wallenstein gewarnt.

Der Kaiser und die Fürsten richteten Deutschland zugrunde. Ihre Herrschaft artete aus in Tyrannei. Da hatten die Bürger das Recht und die Pflicht, um ihre Freiheit zu kämpfen, sich eine neue Obrigkeit zu geben.

Wann würden die Menschen die Kraft dazu aufbringen? Johannes dachte an die Aufstände der Bauern und Bergarbeiter. Es waren immer viel zu kleine Gruppen, die sich wehrten. Die Mehrzahl mußte zusammengehen, um auch auf der Erde die Weltharmonie zu schaffen.

Das war ein Traum, ein verwegener Traum in dieser Zeit, wo Städte, Provinzen und Staaten zusammenbrachen unter der Last eines endlos scheinenden Krieges. Aber Johannes wollte träumen. Er hatte die Gesetze der Planeten entdeckt, warum sollten nicht eines Tages auch die Gesetze entdeckt werden, die ein harmonisches Leben aller Menschen ermöglichten? –

Johannes fürchtete, daß er in Sagan nicht länger ungeschoren bleiben würde; denn wie konnte ihn ein entmachteter Feldherr vor den Jesuiten schützen, die er ins Land rief?

Aber wo, um Gottes willen, sollte er mit seiner Familie nun leben? Susanna hatte gerade ein Mädchen geboren, dazu kamen noch drei Kleine, und auch für Ludwig, der in Tübingen studierte, mußte Johannes aufkommen.

Tagelang zermartete er sich den Kopf über einen Ausweg. Nur das Geld, das ihm der Kaiser schuldete, konnte ihm die Freiheit gewähren, in Ulm oder Regensburg das Bürgerrecht zu erwerben und zu arbeiten.

Die Jesuiten kamen nach Sagan. Sie übernahmen eine Kirche nach der anderen, nur in der Dreifaltigkeitskirche wurde noch evangelischer Gottesdienst abgehalten. Johannes und Susanna trugen ihre Tochter zur Taufe. Anna Maria sollte sie heißen. Sie lag in einem flauschigen Wolltuch auf Susannas Arm, die leicht wie auf Wolken durch die Badergasse ging.

Pastor Baudus stand vor dem Portal. Sein Gesicht sah nicht wie Sonnengeflimmer aus. Wollte er dem Taufkind kein fröhliches Willkommen zeigen?

Der Pastor faltete die Hände, verbeugte sich leicht und sagte: „Es tut mir leid, werter Freund, aber ich muß Euch den Zutritt zur Kirche verwehren.“

Johannes blickte auf Susanna, deren Wangen sich röteten. Sie senkte den Kopf, und Tränen fielen auf das Gesicht des Kindes. Stumm und abweisend erschien die mächtige Fassade der Kirche.

Festlich gekleidete Frauen und Männer gingen an ihnen vorbei. Johannes hörte das Schlurfen der Schuhe. Ein heißer Ring umschloß seine Kehle.

Stolz auf seine Kirche hatte er einst Graz verlassen. In Linz war er von seinen Glaubensbrüdern beleidigt worden. Nun starrte er gedemütigt auf das eisenbeschlagene Tor des Gotteshauses.

Behutsam legte Johannes den Arm um seine Frau und führte sie die Gasse zurück. Sie waren der Willkür beider Kirchen ausgeliefert. Die Häuser verschwammen vor seinen Augen. Er mußte den Teufelskreis durchbrechen, so schnell wie möglich.

Gegen Ende des Jahres stapelte Johannes Bücher, Manuskripte und Dokumente in Fässer. Er mußte nach Regensburg zum Reichstag. Nur dort konnte er den Kaiser zwingen, die Schuld zu begleichen.

Sagan war ein Gefängnis. Jeder war nun katholisch, nur Johannes und seine Familie nicht. Argwohn wuchs in den Herzen; Johannes wurde ängstlich gemieden. Wieso durfte er, der sich nicht hatte bekehren lassen, als einziger bleiben?

Susanna wehrte sich gegen ihre Angst. „Bleib hier“, bat sie. „Hier sind wir wenigstens vor Überfällen und Plünderungen geschützt. Wenn Wallenstein auch abgesetzt ist, hier ist er Herzog und hat die Macht.“

Als Johannes traurig den Kopf schüttelte, sagte sie: „Willst du nicht wenigstens bis zum Frühjahr warten? Der Herbst steht vor der Tür, und bis Regensburg schaffst du es nicht vor November.“ Sie legte Anna Maria an die Brust.

Johannes tupfte dem Mädchen den Finger auf die Nase. „Sieht dir ähnlich“, flüsterte er und strich Susanna eine Haarsträhne aus der Stirn. „Bist wunderschön, meine Liebste; und so gut. – Im Frühjahr, da hole ich euch nach“ – er stockte – „nach Regensburg oder vielleicht nach Ulm.“

In der Nacht lag Susanna lange wach und hörte auf die tiefen Atemzüge ihres Mannes. Im Dezember wurde er sechzig. Ihr Herz schlug unruhig, ihre Brust schmerzte unter einer unerklärlichen Traurigkeit.

Aus Cottbus, Leipzig, Nürnberg erreichten Susanna die Briefe. Johannes schrieb frohgemut und zuversichtlich wie immer. Nur zwischen den Zeilen klang ein wehmütiger Ton.

Endlich erhielt sie einen Brief aus Regensburg. „... etwas zuviel Hitze, eine Erkältung wohl von dem langen Ritt. Logiere bei Hillebrand Willig. Werde die zwölftausend Gulden vom Kaiser im guten fordern, andernfalls klagen. Bin sehr müde. Ich umarme Dich und unsere lieben Kleinen ...“

Susanna schluchzte. Die Schrift war merkwürdig verzerrt und erschreckte sie ... Warum nur hatte sie solche Angst?

Jedem Boten lief Susanna entgegen. Endlich ein Brief für sie. Doch nicht von Johannes, von einem Freund. Sie brach das Siegel. Ihr Gesicht erstarrte, ihre Augen füllten sich mit Tränen.

Liebe Frau Susanna Kepler ... nicht erschrecken ...

Johannes dachte innig an Euch und Eure Kinder ... voller Hoffnung auf Jesus Christus verstorben ... ein ehrenvolles Begräbnis ... viele ehrenwerte Bürger ... der Kaiser schickte 30 Gulden ...

In der Todesstunde tat sich der Himmel auf, und eine Feuerkugel fiel herab und ward weithin über unsere Stadt hinaus gesehen ...

schrieb für seinen Grabstein die Verse:

Himmel durchmaß mein Geist,
nun meß ich die Tiefen der Erde.
Ward mir vom Himmel der Geist,
hier ruht der irdische Leib.

Johannes Kepler

Zeittafel

- 1571 Johannes Kepler in Weil der Stadt am 27. Dezember geboren.
- 1576 Rudolf II. wird Kaiser.
Übersiedlung der Keplers nach Leonberg; Johannes kommt in die Schule.
Niederländische Provinzen beginnen ihren Freiheitskampf gegen die Weltmacht Spanien.
- 1579 Umzug der Familie Kepler nach Ellmendingen bei Pforzheim.
- 1581 Die Niederländischen Nordprovinzen erklären ihre Unabhängigkeit von Spanien.
- 1582 Papst Gregor XIII. führt einen neuen Kalender ein, der von dem Julianischen um 10 Tage abweicht und dem tatsächlichen Jahresverlauf entspricht. Viele Länder übernehmen den Kalender erst Jahrzehnte und teilweise Jahrhunderte später.
- 1583 J. Kepler besteht das Landesexamen.
Umzug der Familie Kepler nach Leonberg.
- 1584 J. Kepler wird in die Klosterschule von Adelberg aufgenommen.
Giordano Bruno gerät mit der katholischen Kirche wegen seiner Weltanschauung in Konflikt.
- 1586 J. Kepler wird in die Höhere Klosterschule Maulbronn aufgenommen.

- 1588 J. Kepler erhält den ersten akademischen Grad, das Baccalaureat.
- 1589 J. Kepler wird an der Universität Tübingen aufgenommen. Studium der Theologie, Mathematik, Astronomie.
- 1590 Johannes' Vater stirbt.
- 1591 J. Kepler besteht die Magisterprüfung.
- 1592 Galilei wird Professor an der Universität zu Padua.
- 1594 J. Kepler wird ein Jahr vor Abschluß des Theologiestudiums als Lehrer und Landschaftsmathematiker an die Landschaftsschule in Graz geschickt.
- 1595 J. Kepler verfaßt seinen ersten Kalender.
- 1596 J. Kepler schreibt sein Buch „Das Weltgeheimnis“.
- 1597 J. Kepler heiratet Barbara von Mühleck.
- 1598 J. Kepler muß wegen seiner Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche Graz verlassen.
- 1600 J. Kepler lernt Tycho de Brahe in Benatek bei Prag kennen.
Giordano Bruno wird in Rom als Ketzer verbrannt.
- 1601 Tycho de Brahe stirbt.
J. Kepler wird sein Nachfolger und Kaiserlicher Mathematiker in Prag.
- 1604 J. Kepler schreibt ein Buch über die astronomische Optik.
- 1606 J. Kepler schreibt ein Buch über den neu aufgetauchten Stern im Fuß des Sternbildes Schlangenträger.
Flucht vor der Pest aus Prag.
- 1608 Die protestantische Union wird gegründet.
- 1609 Die katholische Liga wird gegründet.
Der Majestätsbrief Kaiser Rudolfs II. sichert Glaubensfreiheit zu.
Galilei entdeckt Fallgesetze und Pendelgesetze.
J. Kepler veröffentlicht sein Buch „Die neue Astronomie“, in dem er die ersten beiden Gesetze über die Planeten-

- bahnen formuliert (Form der Bahn und Geschwindigkeit der Planeten).
- 1610 Galilei entdeckt mit dem Fernrohr vier der Jupitermonde, die Sonnenflecken, Berge und Täler auf dem Mond und schreibt sein Buch „Der Sternenbote“.
J. Kepler bestätigt Galileis Entdeckungen in seiner Schrift „Unterredung mit dem Sternenboten“.
- 1611 Keplers Sohn Friedrich und Keplers Frau Barbara sterben.
J. Kepler wird Mathematiker des Landes Oberösterreich.
- 1612 Kaiser Rudolf II. stirbt; Matthias wird sein Nachfolger.
J. Kepler zieht von Prag nach Linz.
Kaiser Matthias bestätigt J. Kepler als Kaiserlichen Mathematiker.
- 1613 J. Kepler heiratet Susanna Reuttinger in Eferding.
J. Kepler wird vom Kaiser als Gutachter zum Reichstag nach Regensburg berufen und fordert die Annahme des Gregorianischen Kalenders durch alle Länder, aber die evangelischen Fürsten widersetzen sich.
- 1615 Der Papst verbietet Copernicus' Schriften. Galilei wird wegen seines Eintretens für das copernicanische Weltbild vom Papst verwarnt.
- 1617 J. Keplers Mutter wird als Hexe verfolgt.
J. Kepler reist zu ihrer Unterstützung nach Württemberg.
J. Kepler veröffentlicht die Ephemeriden (Sternjahrbücher).
- 1618 J. Kepler veröffentlicht den „Abriß der Copernicanischen Astronomie“ Teil I; die Teile II und III erscheinen 1620 und 1621. Der „Abriß“ wird von der Papstkirche verboten.
Prager Fenstersturz; Beginn des Dreißigjährigen Krieges.
- 1619 J. Kepler veröffentlicht sein Buch „Die Weltharmonie“, in

dem er das dritte Gesetz der Planetenbewegung formuliert.

Kaiser Matthias stirbt; Ferdinand II. wird Nachfolger.

1620 J. Kepler rettet seine Mutter vor dem Scheiterhaufen und befreit sie aus dem Gefängnis.

Schlacht am Weißen Berg; Kurfürst Friedrich von der Pfalz wird von Kaiser Ferdinand besiegt.

1622 J. Keplers Mutter stirbt.

1625 Ausweisung der Evangelischen aus Linz.

Reise J. Keplers nach Wien und Schwaben, um Geld für den Druck der Sterntafeln zu beschaffen.

1626 Aufstand der Evangelischen in Oberösterreich.

J. Kepler bringt seine Familie nach Regensburg und reist nach Ulm, um dort den Druck der Sterntafeln (Rudolfischen Tafeln) zu besorgen.

Kämpfe zwischen kaiserlichen Truppen unter Tilly und Wallenstein und evangelischen unter dem Grafen Ernst von Mansfeld und König Christian IV. von Dänemark.

1627 Übergabe der Sterntafeln an Kaiser Ferdinand in Prag. Kepler tritt in Wallensteins Dienste. Umzug der Familie Kepler nach Sagan.

1630 J. Kepler reist zum Reichstag nach Regensburg.

Tod am 15. November.

1633 Verurteilung Galileis.

1634 Es erscheint Keplers nachgelassenes und unvollendetes Werk „Der Traum vom Mond“.

Sach- und Personenerklärungen

- Abendmahl** Hauptfeier des christlichen Gottesdienstes
- Archimedes** Mathematiker u. Physiker, 287–212 v. u. Z.
- Aristarch von Samos** griechischer Astronom, lehrte das heliozentrische Weltbild, 320–250 v. u. Z.
- Astronomische Instrumente: Armillar, Astrolabium, Jacobstab, Sextant** dienten der Bestimmung von Sternörter und Sternzeiten
- Calvin, Johann** Reformator der katholischen Kirche, 1509–1564
- Cusa, Nicolaus von** Theologe u. Philosoph, 1401–1464
- Dioptrik** Lehre von der Brechung der Lichtstrahlen
- Ethik** Lehre von der Moral und dem sittlichen Verhalten
- Fixsternparallaxe** der Winkel, unter dem von einem Fixstern aus der Erdbahnhälfte erscheint
- Gregorianischer Kalender** der heute gültige, von Papst Gregor XIII. 1582 eingeführte Jahreskalender
- Habsburger** Fürstengeschlecht, das von 1273 bis 1806 mit Unterbrechungen im Besitz der deutschen Königs- und Kaiserkrone war
- Hugenotten** die Calvinisten in Frankreich
- Jesuiten** katholischer Orden, 1534 gegründet, führende Kraft gegen die Reformation
- Julianischer Kalender** von Julius Cäsar 46 v. u. Z. eingeführter Jahreskalender
- Konsistorium** hohe Verwaltungsbehörde einer Kirche

Landstände Feudalherren und Städte, die seit dem 14. Jh. gegenüber den Landesherren politische Macht erlangten

Luther, Martin Reformator, Begründer des deutschen Protestantismus u. d. evangelischen Kirche. Seine Bibelübersetzung führte zur Herausbildung der neuhochdeutschen Sprache

Magister akademischer Grad

Mutter Gottes Mutter von Jesus Christus, in der katholischen Kirche als „Himmelskönigin“ verehrt

Officium, heiliges soviel wie Inquisition, Gerichtsorgan der katholischen Kirche zur Verfolgung und Verurteilung Abtrünniger

Papisten Schimpfwort für die Anhänger der katholischen Kirche

Philipp II. König von Spanien, bekämpfte vergeblich die frühbürgerliche Revolution in den protestantischen Niederlanden

Polyeder Vielflächer, Körper, der von mindestens vier Ebenenstücken allseitig begrenzt wird

Pythagoras griechischer Philosoph und Mathematiker, 580 bis 501 v. u. Z.

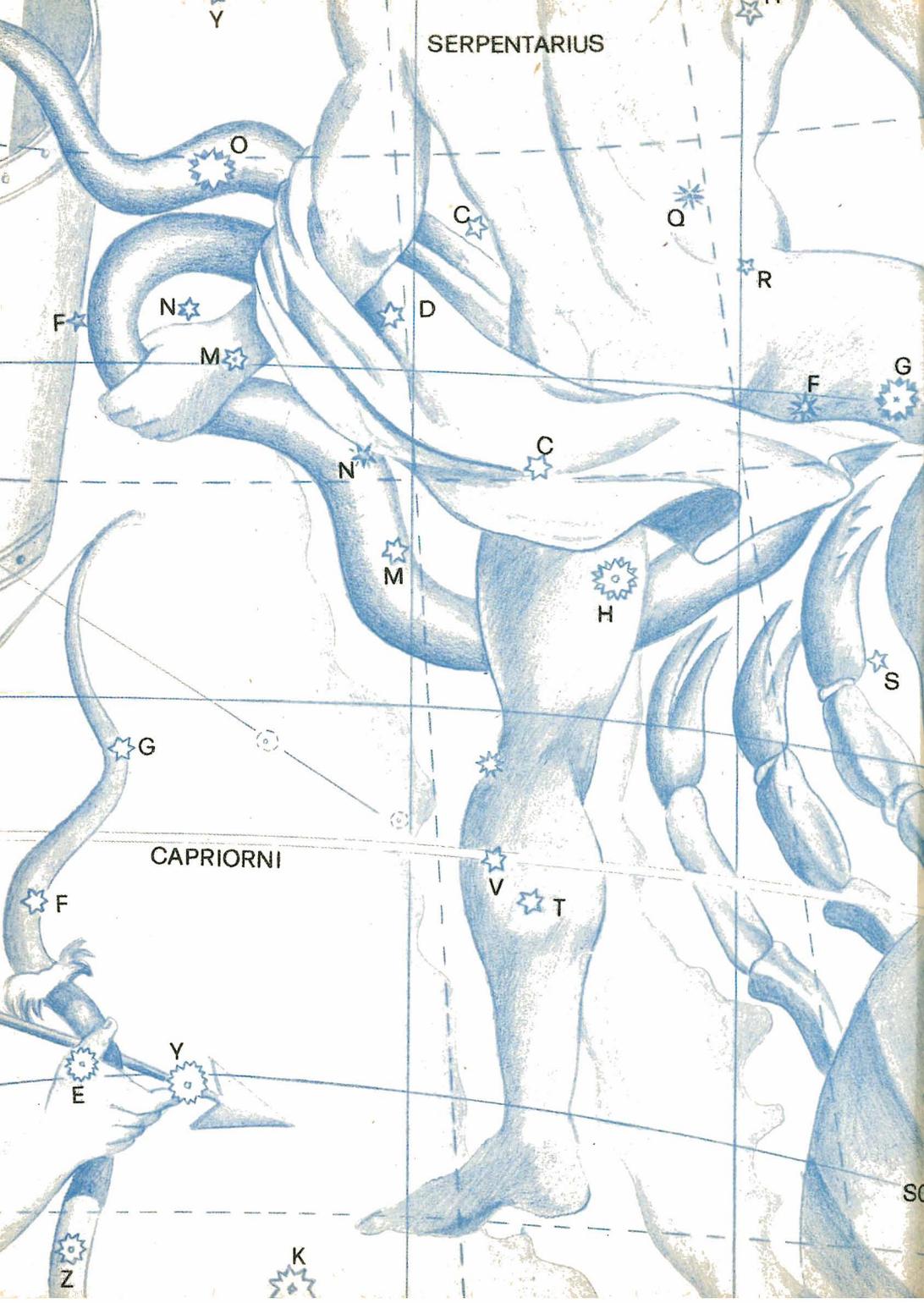
Stift kirchliche Anstalt

Tetraeder ein von vier kongruenten gleichseitigen Dreiecken begrenzter regelmäßiger Körper

Theologie Lehre von Gott, Lehre des Glaubensinhalts einer Kirche

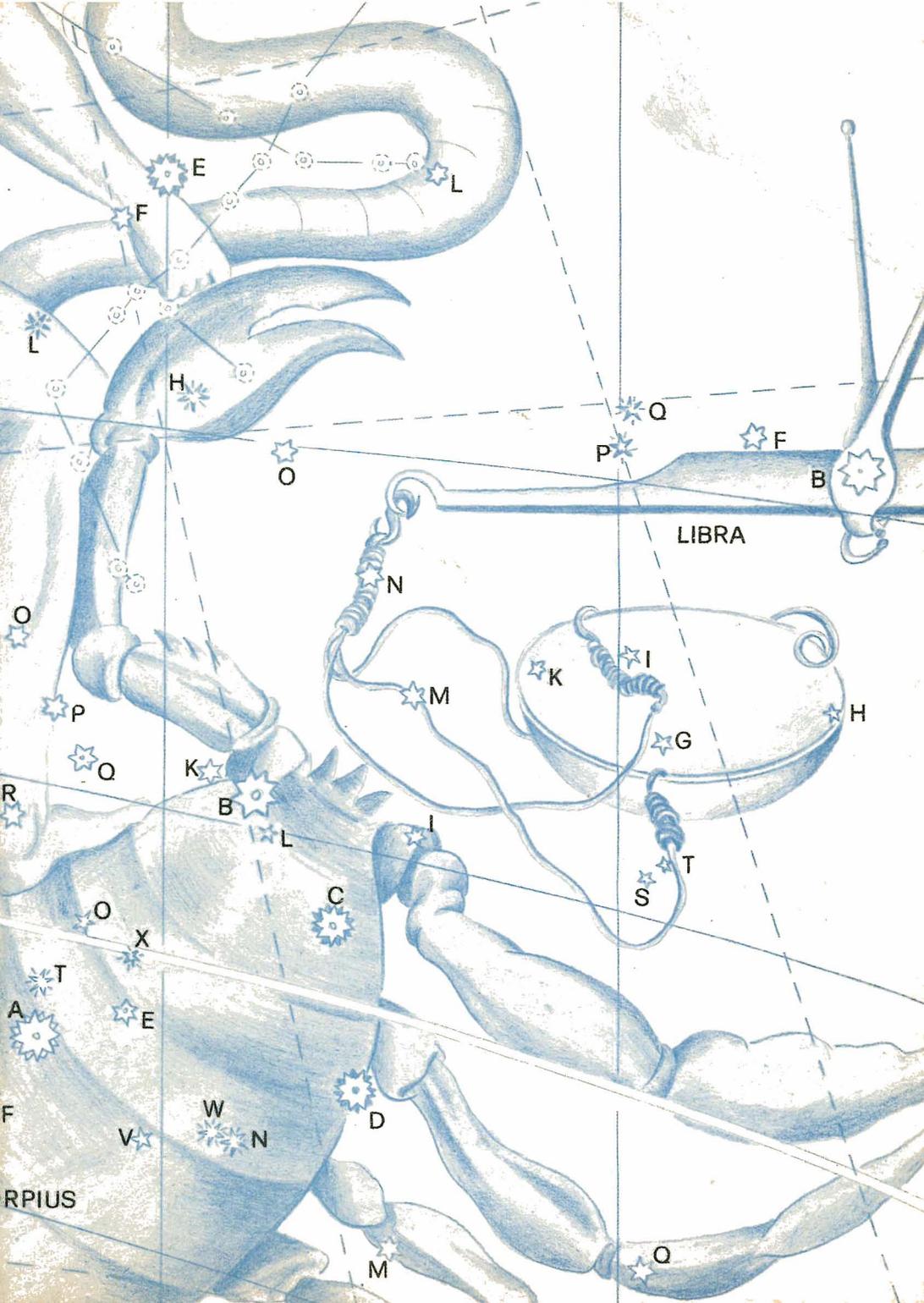
Zwingli, Ulrich schweizerischer Reformator, 1484–1531, seine Anhänger vereinigten sich 1549 mit der Kirche Calvins

SERPENTARIUS



CAPRIORNI

SC



E

L

F

L

H

O

P

Q

F

B

LIBRA

O

P

Q

K

B

L

I

R

O

X

C

A

E

F

V

W

N

D

M

N

M

K

I

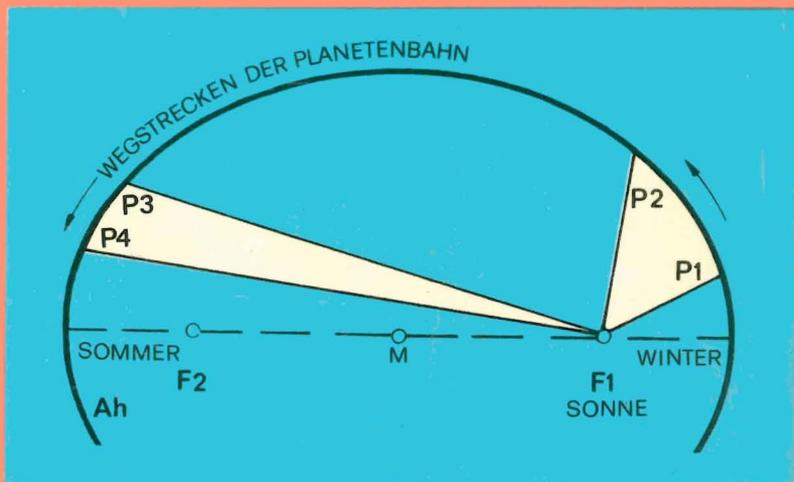
G

H

S

T

RPIUS



„Den Mars bezwing’ ich in acht Tagen!“ – Diesem Ausruf von Johannes Kepler, dem begabten Astronomen und Kalendermacher, war ein langer und zäher Kampf um die wohl besten Beobachtungsergebnisse des nächtlichen Himmels vorausgegangen. Sie gehörten Tycho de Brahe, Astronom und Lehnsmann des Kaisers. Er hatte sie Johannes lange Zeit verweigert, denn der war ein Anhänger von Copernicus, und dessen Weltbild unterschied sich sehr von dem de Brahes. Aber der kaiserliche Astronom brauchte Kepler. Nur er konnte aus den Beobachtungen von zehntausend Nächten die Gesetze ableiten, nach denen die Planeten sich bewegten. Bei den acht Tagen sollte es jedoch nicht bleiben, es dauerte noch Jahre, ehe der Mars bezwungen war ...

Der Kinderbuchverlag Berlin